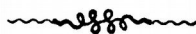


Aachens

Sagen und Legenden

von

Dr. Joseph Müller.



Aachen, 1858.

Verlag von J. A. Mayer.

Ihrer
Königlichen Hoheit,
der
regierenden Frau Großherzogin
Louise von Baden

in tiefster Ehrfurcht gewidmet
von
dem Verfasser.

Vorwort.

Wohl keine Stadt dürfte sich rühmen, einen so reichen Schatz an Sagen und Legenden zu besitzen, wie ihn die alte Kaiserstadt Aachen aufweist. Wie könnte es auch anders sein? Sie war der Lieblingssitz Karls des Großen, in ihren Mauern erdachte er die Pläne zur Besiegung einer halben Welt, hier war es, wo die Gesandten der Könige aller Welttheile sich ihm mit Geschenken naheten und bald um Friede und Freundschaft baten, bald ihn als Schiedsrichter und Beschützer anriefen. Die Thaten seines Armes erweckten Staunen und Schrecken, die Macht seines Geistes erregte Bewunderung und Ehrfurcht, der Ruhm seines Namens erscholl durch alle Welt. Licht und Aufklärung gingen von seinem Throne aus, das Christenthum fand in ihm seinen tapfersten Vorfechter, seinen kühnsten und eifrigsten Verbreiter und Schirmherrn.

Ueberall errichtete er Kirchen und Schulen, gründete Bisthümer und Klöster und sorgte mit unablässigem Eifer für das geistige und leibliche Wohl seiner Unterthanen. Auch hierin zeichnete er

Aachen vor andern Städten aus, hier erbaute er mit besonderer Liebe ein herrliches Münster, eine prächtige Pfalz, hier versammelte er die Gelehrten und Künstler um sich und gründete eine Akademie. Begabt mit den hervorragenden Geistesanlagen und zugleich ausgerüstet mit riesiger Körperkraft schrack Karl vor den kühnsten und selbst den unglaublichsten Unternehmungen nie zurück. Sein Heldengeist erweckte Heldengeister, in des Kaisers Paladinen zeigte sich daher ein Heldengeschlecht, seines Führers und Herrn würdig und werth.

Wenn schon die Erscheinung und die Thaten eines solchen Mannes etwas ganz Ungewöhnliches und daher Wunderbares in sich selbst trugen, so mußte sich auch all sein Thun und Lassen im Munde des Volkes zum Unglaublichen und Fabelhaften ausprägen und bald Sage und Legende werden. Obgleich nun Aachen und seine Umgebungen den Schauplatz eines großen Theiles der Karls-Sagen bilden, so sah sich der Einheimische und Fremde bis jetzt vergebens nach einem

Buche um, welches dieselben vereint enthalten hätte, obwohl die meisten derselben in einer

Unzahl von Schriften, theils poetisch, theils prosaisch bearbeitet, zerstreut angetroffen werden. Diesem Mangel abzuhelfen, war zunächst die Veranlassung zu dieser Schrift.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Quellen aufzählen, aus welchen ich bei Abfassung dieser Arbeit schöpfte, ich verweise hier nur, mit Uebergang der benutzten Kroniken und vieler ältern Schriften, welche nicht jedem zugänglich sind, auf Alfred Reumonts Aachener Liederkranz und Sagenwelt und dessen Rheinlands Sagen. In erstgenannter Schrift werden S. 124—147 in historisch-literarischen Nachweisungen die Quellen und früheren Bearbeiter der Sagen namhaft gemacht. Ferner erwähne ich: Vogts rheinische Geschichten und Sagen und die poetischen Bearbeitungen in Dr. Karl Simrocks Rheinsagen, endlich noch Wolfgang Menzels deutsche Dichtungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit, dessen erste Lieferung mir während des Druckes dieser Bogen zuging und gerade den Sagenkreis Karls des Großen mit reicher Quellen-Angabe enthält.

Auch an Spuck- und Hexengeschichten, wie sie im Munde des Volkes noch in allen rheinischen

Städten leben, fehlt es dem alten Aachen nicht. Die handelnden Personen sind dabei allwärts fast dieselben, nur sind sie den verschiedenen Gegenden und Oertlichkeiten mehr oder weniger angepaßt. Wer die jüngsthin erschienene, verdienstvolle Arbeit des Herrn Pfarrers J. H. Schmitz: Sitten und Sagen des Eifler Volkes zur Hand nimmt, der wird im 2. Bande S. 15—22 unsere Hinzenmännchen wiederfinden und ebenda S. 46 und 47 eine ganz nahe Verwandte der Aachener Hexe Mobesin nicht verkennen. Eine große Anzahl unserer Sagen findet sich in meinen Gedichten in der Aachener Mundart bearbeitet und habe ich geglaubt, daß es für den Fremden keine unwillkommene Zugabe sein dürfte, wenn ich das eine und das andere dieser Gedichte als Probe des hiesigen Dialectes am Schlusse des Buches abdrucken ließe. Um der vorliegenden Schrift in Styl und Auffassung ein gleichmäßiges Gepräge zu geben, habe ich alle Sagen und Legenden neu bearbeitet. Dadurch wurde es mir denn auch möglich einzelne Irrthümer, welche sich in altern Bearbeitungen finden, zu berichtigen.

Dem Wunsche vieler meiner Freunde entsprechend habe ich diese Arbeit unternommen,

möchte die Ausführung ihren Beifall finden! Mir selbst gewährte sie eine angenehme Abspannung von ernstern Studien und lohnte mich mit manchen frohen Stunden.

Aachen, im Mai 1858.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	V
Gründung der Stadt Aachen	3
Der Münsterbau	7
Die Wolfsthür und der Daumen des Teusels.	12
Die Klappergasse	16
Dauto der Glockengießer	20
Der Lousberg	23
Die tugendhafte Hildegard	26
Kaiser Karls Heimkehr	34
Der Ring der Fastrada	37
Emma und Egiuhard	43
Roland Schildträger	56
Wittekind im Münster zu Aachen	62
Kaiser Karl und Hildebold	66
Karls Jagdritt	69
Karl heilt die Pest	72

	Seite
Karls Tod	75
Rudolph von Habsburg	78
Die Tempelherren	84
Der Schmied und der Graf von Jülich	86
Das Marien-Bildchen	90
Die Hinzenmännchen	93
Die buckligen Musikanten	102
Die Mobesin	109
Das Baakauf	114
Erläuternde Anmerkungen	117
Ergänzung: Hexenprozesse in Aachen	121
Wie Kaiser Kal de Bader entdeckt hat en Oche bauet	127
Der Düvel singen Dumm	129

Karo

Lus

pippini

magn⁹

filius



Gründung der Stadt Aachen.



Saizer Karl kannte kein größeres Vergnügen, als die Jagd. Sie gewährte ihm Erheiterung und Erholung von seinen vielen und mühevollen Geschäften. „Die Jagd,“ so sprach er oft, „stählt des Mannes Muth, sie erfrischt und erquickt den Geist und entwickelt des Körpers Kraft und Gewandtheit, sie ist daher die Vorschule zum Kriege für jeden Helden, denn hier wie dort muß er in drohenden Gefahren Geistesgegenwart haben und sich mannhaft zurecht zu finden wissen“ Die hiesige Gegend war in ihrem damaligen Urzustand zur Jagd besonders geeignet.

Es dehnten sich große Strecken hochstämmiger Eichen und Buchenwaldung weit ins Land und wechselten mit dichten Tannen- und Fichtenwäldern und kleineren Gebüsch ab. Dort waren Sümpfe und Moore, hier öde Haidestrecken, ringsum erhoben sich sanfte Hügel mit ihren Schluchten und grasreichen Thalgründen von zahllosen Silberbächen durchflossen. An Wild der manigfaltigsten Art fehlte es nicht, es gab da

Wölfe, Füchse, und Dachse, Rehe und Hirsche, Eber und Urochsen die Fülle. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Kaiser in unsern Gegenden gar oft mit großem Gefolge jagte. Auf einer dieser Jagden hatte derselbe sich in der Verfolgung eines Hirsches von seinen Genossen gar weit entfernt. Als er so einsam im Walde umherirrte, gewahrte er ein altes, zerfallenes Schloß, dessen Trümmer von Epheu umrankt sich noch majestätisch aus einem spiegelglatten See erhoben. Er wollte eben sein Roß zur nähern Betrachtung der Ruinen dahin lenken, als dasselbe mit den Vorderfüßen in die Erde sank und scheu und erschrocken emporspringend davon eilen wollte.

Der Kaiser drob verwundert stieg vom Pferde herab, um zuzusehen, was sich dort am Boden befände. Welches Staunen ergriff ihn aber, als er an der Stelle, wo das Roß die Erde durchbrochen hatte, heiße Dämpfe und gleich darauf einen heißen Wasserstrahl emporsteigen sah. Der fromme Kaiser fiel sogleich auf seine Knieen und dankte Gott für die große Wohlthat, welche er ihm auf so wunderbare Weise hatte zu Theil werden lassen, denn er sah im Geiste die Segnungen, welche diese Quelle den Menschen von Generation

zu Generationen bringen würde. Hier faßte er den Entschluß, die vor ihm in Trümmern liegende Burg zu einem Jagdschloß herzustellen und in der Nähe sich eine Pfalz zu bauen und eine Stadt zu gründen. Ferner gelobte er der Muttergottes bei seiner Pfalz einen schmucken Tempel zu errichten. Der Kaiser stieß nun in sein Horn „Dein Ein,“ die muntern Jagdgenossen sammelten sich um ihn und sahen das Wunder, das sich begeben hatte und freuten sich herzlich mit ihm über dieses köstliche Geschenk des Himmels.

Rasch und energisch, wie er es in allen Dingen zu sein pflegte, ging der Kaiser an die Ausführung der gefaßten Pläne. Das Jagdschloß erhob sich bald aus seinen Trümmern. Zu einem umfangreichen Kaiserlichen Pallaste, sowie zu der Liebfrauen-Kirche wurden zugleich die Fundamente gelegt und ihr Weiterbau rasch gefördert, während eine Menge einzelner Häuser schon vollendet war, die den Anfang der Stadt Nachen bildeten. Nach und nach waren noch mehrere heiße Quellen, selbst in der Nähe des zu erbauenden Pallastes, entdeckt worden. Der Kaiser ließ einige derselben alsbald fassen, legte Kanäle an und Badehäuser, wo er noch in seinen spätesten Tagen gar fleißig badete

und zwar sehr häufig in großer Gesellschaft mit seinen Freunden und Getreuen.

So wurden die Bäder von Karl dem Großen selbst entdeckt und ihretwegen die Stadt Aachen von ihm gegründet.



Der Münsterbau.



Auf keins der vielen Bauwerke, welche Kaiser Karl ausführen ließ, verwendete er größere Sorgfalt, als auf das Münster zu Aachen, und keines betrieb er mit mehr Eifer und Liebe, als eben dieses.

Von Rom und Ravenna aus ließ er Säulen und Marmorsteine, von Verdun große Quadersteine hieherschaffen, die Steinbrüche der Umgegend, so bei dem jetzigen Kornelimünster und bei Breinig, bei Maastricht und Valkenburg förderten Tag und Nacht Materialien zu diesem Bau. Seinem vertrauten Freunde und Geheim-Schreiber Eginhard vertraute er die Leitung des Baues, wozu Ansigis, Abt zu Fontanell in der Normandie, den Plan entworfen hatte. Nicht selten erschien der Kaiser unter den Bauleuten und feuerte sie zu Fleiß und Thätigkeit an. Die tüchtigsten Bauhandwerker waren aus allen Gauen herbeigerufen und viele Künstler aus Italien und England ihnen zugesellt worden. So wurde denn der Bau rasch gefördert.

Doch der große Krieg mit den Sachsen rief den Kaiser in weite Ferne, ehe er noch sein Münster zur Hälfte ausgeführt sah. Vor seiner Abreise empfahl er allen Bauleuten das Werk angelegentlichst und besonders trug er dem Stadtrath auf, Sorge zu tragen, daß das Münster vollendet sei, wenn er heimkehre. Er sah nämlich voraus, daß der Krieg mit den Sachsen nicht so bald beendet sein werde. Derselbe dauerte denn auch wirklich lange an und des Kaisers Schätze und der Gemeinde Mittel waren bald erschöpft. Unter solchen Verhältnissen stockte gar bald der Bau des Münsters, die Kassen waren leer und vergebens sah man sich nach Hilfe um.

Der Stadtrath war dabei in einer trostlosen Verlegenheit, die tüchtigsten Handwerker entfernten sich allmählig von der Stadt, und doch hatte er dem Kaiser gelobt, das Münster vor seiner Heimkehr, wenn nicht ganz, doch beinahe fertig zu bauen. Sie mußten selbst des Kaisers Zorn befürchten, wenn er sähe, daß aus dem Münster nun eine Ruine geworden sei, auf dessen Mauern Gras wüchse. In dieser höchst mißlichen Lage, (denn daß sie dies wirklich war, sieht jeder ein, der bauen will oder gar bauen muß und kein Geld hat), war selbst beim Stadtrath der Rath theuer, so viele

Sitzungen auch in dieser Angelegenheit bereits anberaunt worden waren. Voll von Beklommenheit hatte sogar der eine und der andere kühnere Stadtrath sich vermessen laut zu äußern, es müsse Geld herbeigeschafft werden und sollte man es beim Teufel selbst leihen. Ob Satan nun bei diesen Aeüßerungen im Stadtrath anwesend war, oder ob ihm dieselben auf anderem Wege hinterbracht wurden, ist nicht gewiß, daß er aber davon Kenntniß genommen hat, das steht fest, wie aus Folgendem hervorgeht.

Eines Abends nämlich, als der Stadtrath wieder versammelt war und über den Bau des Münsters und über das fehlende Geld vor lauter Nachdenken eigentlich an nichts dachte, da trat plötzlich ein stattlicher Herr in schmucker Kleidung in die Versammlung. Er grüßte die Herren mit dem ganzen Anstand eines Kavaliers und sprach dann also: „Meine Herren, die ganze Stadt weiß es, und wer es nicht wüßte, der könnte es in euern Mienen lesen, daß euch ein Geldkummer drückt. Bei den heutigen Kriegsläufteu ist dasselbe allerwegen rar und möchte es euch schwer fallen, selbst gegen Wucherzinsen eine nur mäßige Summe aufzutreiben. Ich selbst aber gehöre noch zu den Wenigen, die Geld in Ueberfluß haben, und freut

es mich, ihnen jede beliebige Summe zum Fertigbau des Münsters anbieten zu können.“

Wie verklärten sich bei diesen Worten die Gesichter der Rathsherren! Der Vorsitzende im Rathe fragte daher den Unbekannten, unter welchen Bedingungen und zu wie hohen Zinsen er das Darlehn anbiete. „Zinsen, erwiedert dieser darauf, verlange ich ebenso wenig, wie Heimzahlung der Summe, nur diese kleine Bedingung möchte ich stellen: daß mir nämlich die erste Seele, welche nach Vollendung des Münsters in dasselbe tritt, mein eigen werde.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, da stürzten vor Schrecken und Entsetzen die Stadträthe von den Stühlen und verkrochen sich unter den Tisch, denn jetzt erst erkannten sie, daß der Teufel in Menschengestalt vor ihnen stand. „Meine Herren Stadträthe, sprach darauf der Teufel ganz gelassen, ich hätte euch wirklich nicht für so schwach gehalten; mehrere von euch haben das Geld von mir gewünscht und da ich nun erscheine und euch dasselbe gutmüthig anbiete, verkriecht ihr euch wie Knaben. Pfui, seid ihr Stadträthe, seid ihr für einen gefälligen Teufel so furchtsam? Wollt ihr auf meine Bedingung nicht eingehen, nun gut, für eine solche Summe Geldes, wie ihr sie nöthig

habt, kann ich mir ja leicht ein halb Dutzend Seelen erwerben, denn das Geld war und ist noch immer, und wird es wohl zu allen Zeiten bleiben, meine Hauptseelen-Angel. Uebrigens seid ihr auch noch schlechte Rechner, wie viele Seelen werden mir durch diese Kirche, die ihr dann ja mit meinem Gelde baut, abwendig gemacht und ich verlange dafür nur Eine! Jeder muß einsehen, daß ich bei dem Handel im Nachtheil bin und nicht ihr. Es war von mir doch nur so eine dumme Grille, um euch zu zeigen, daß ich auch gutmüthig sein kann. Euer Münster wird bald hübsche Nester für meine Eulen darbieten oder nehmet ihr Herren, wenn ihr es haben könnt, Geld zu billigern Bedingungen, ich halte, was ich habe!"

Weil der Teufel so manierlich sprach und viele Stadträthe die von ihm oben aufgestellte Seelenrechnung richtig fanden, so hatten sie sich allmählig ermannt und da der Teufel auch noch erklärte, er werde in Gold, ohne Agio zu berechnen auszahlen, so wurde der Vertrag geschlossen und ihm die erste Seele, welche in das Münster eingehen sollte, durch Unterschrift und Siegel zugesagt.



Die Wolfsthüre und der Daumen des Teufels.



Saum war der Pakt in des Teufels Händen, da regnete das Geld von allen Seiten zum Saale hinein, Alles von frischem Gepräge, nichts als Dukaten und Goldgülden. Alle Truhen wurden voll bis zum Rande und die Rathsherren freuten sich des guten Geschäftes. Ehe sie indessen aus einander gingen, machte doch noch einer derselben die sehr richtige Bemerkung, es dürfte zweckmäßig erscheinen, diese Angelegenheit ganz geheim zu halten. Alle pflichteten dieser Ansicht bei und so ward sie denn einstimmig angenommen. Indessen muß einer dieser Herren es doch seiner Frau erzählt haben, denn nach Verlauf von vierzehn Tagen wußte in ganz Aachen Jung und Alt das Geheimniß der geheimen Sitzung.

Am Münster wurden aber die Arbeiten so schwunghaft und mit solchem Eifer betrieben, daß der Bau den Rathsherren fast zu schnell seiner Vollendung entgegen ging. Wie sollten die Herren nun dem Teufel den Vertrag lösen? Da die Geschichte jetzt ruchtbar geworden war, so ließe

sich nicht erwarten, daß jemals jemand in das Münster gehen sollte; dem Teufel mußte aber eine Seele geliefert werden, darüber hatte er Brief und Siegel mit den Unterschriften der Rathsherren. Es war daher sehr natürlich, daß es den Herren dabei gar unheimlich zu Muthe wurde, und daß sie manche schlaflose Nacht hatten. Jeder dachte, der Teufel könne, wenn die Ablieferung der Seele zu lange verschoben werde, darüber ärgerlich, sich einen beliebigen Rathsherren holen, da sie sich ja für die Seele solidarisch verpflichtet hätten. Es wäre auch zu viel verlangt gewesen, wie einige Bürger meinten, daß Ein Rathsherr für die anderen alle zuerst in das Münster treten und sich dem Teufel hingeben sollte, denn mit dem Teufel läßt sich doch nicht spaßen. Aus dieser Ratlosigkeit rettete endlich ein kluger Mönch die Rathsherren, indem er ihnen erklärte, ihre Besorgniß sei ohne Grund, sie hätten dem Teufel zwar eine Seele versprochen, allein sich nicht verpflichtet für eine Menschenseele, er müsse sich daher mit jeder beliebigen Thierseele zufrieden geben. Die Rathsherren athmeten wieder auf, denn nun wußten sie schon Rath, wie das anzulegen sei. Endlich war der Bau fertig und über Nacht brachte der Teufel das schöne, große, bronzene Thor zum Haupteingange und hing dasselbe mit eigenen Händen in die Angeln. Am folgenden Tage

stand dasselbe weit geöffnet und hinter demselben saß der Teufel, denn es stand zu erwarten, daß heute die Neugierde schon eine Menge Leute in das Münster locken werde und der erste davon war ja sein. Die Rathsherren hatten aber in der Umgegend einen Wolf einfangen lassen, was gar nicht schwer fiel, weil sie reich an Wölfen war, und denselben eingekäfigt, damit er dem Teufel als erste Seele ins Münster getrieben werden sollte. So gedacht, so gethan, der Wolf wurde ins Münster hineingejagt. Mit Blitzes Schnelle fuhr der Teufel aus seinem Versteck über den Wolf her und riß ihm lebendig die Seele aus. Vor Zorn und Grimm aber über den Betrug, daß man ihm statt einer Menschenseele nur eine armselige Wolfsseele zuerst in das Münster getrieben hatte, verließ er mit Heulen und Zähnefletschen das neue Gotteshaus und schlug in seiner Wuth die eiserne Thüre mit solcher Gewalt hinter sich zu, daß sie einen Riß bekam, er sich selbst aber den Daumen der rechten Hand in einem der Thürknäufe abrenkte, welcher bald erkaltete und noch heute als Wahrzeichen in dem Thürknäuf steckt. Einheimische und Fremde bemühen sich bis jetzt noch vergebens denselben heraus zu ziehen. Vielen gelingt es wohl, ihn bis zum Rande hervorzulangen, dann gleitet er aber plötzlich wieder in seine Höhlung zurück, als wenn der

Teufel selbst ihn an sich zöge. Wem es geräth denselben ganz herauszuziehen und ihn dem Kapitel zu überreichen, erhält von demselben ein goldenes Kleid zur Belohnung.

Zum ewigen Andeuken an diese Geschichte mit dem Wolfe ließ der Magistrat dessen Bild in Erz gießen mit einem Loch in der Brust an der Stelle, wo der Teufel ihm die Seele ausriß. Die Seele eines Wolfes soll aber einer Artischocke oder einem Pinienapfel gleichen und in dieser Gestalt wurde dann auch sie in Erz gegossen. Auf steinernen Säulen stehen diese beiden Güsse an dem Hauptthore des Münsters, der Wolf rechts und die Artischocke links. Das Thor selbst heißt die Wolfsthüre. Wer nach Aachen kommt und sieht den Wolf und seine Seele, sowie die Wolfsthüre mit des Teufels Daumen nicht, der darf nicht behaupten in Aachen gewesen zu sein.



Die Klappergasse.



Siegreich kehrte Karl der Große aus dem Kampfe mit den Sachsen nach Aachen zurück. Er hatte diese Heiden in vielen Schlachten gänzlich besiegt und was mehr war, das ganze Volk mit seinen Heerführern bekehrt und zu Christen getauft. Zu Aachen erwartete ihn eine nicht minder große Freude, denn er fand, wie er es sehnlichst gewünscht hatte, das Münster im Baue vollendet. Was im Innern noch fehlte an Kirchen-Gewändern von Samt und Seide, sowie an heiligen Gefäßen von Gold und Silber zur Ausübung des Gottesdienstes, das schaffte der fromme Kaiser mit verschwenderischer Pracht und in überreicher Fülle schnell herbei. In seiner Hofhaltung war er schlicht und einfach, zu großen Festgelagen und für Kleiderpracht verwendete er nur wenig, wenn es sich aber um Ausgaben handelte zur Ehre Gottes, so scheute er keinen Aufwand und waren ihm keine Summen zu groß, die er nicht mit freudigem Herzen hergegeben hätte. Den so reich ausgestatteten Tempel wünschte er nun aber auch

sobald als möglich mit allem Glanze eingeweiht zu sehen.

Auf die Einladung des Kaisers erschien im Jahre 804 Pabst Leo III. zu diesem Zwecke in Aachen. Alle hohen Würdenträger des Reiches, Fürsten und Grafen, Bischöfe und Prälaten von fern und nahe, waren zu dieser Feier hieher gekommen. Ein Wunsch des Kaisers schien nicht erfüllt werden zu können, nämlich der, bei der Einweihungsfeier 365 Bischöfe, also so viele, als Tage im Jahre sind, in Aachen anwesend zu sehen. Es fanden sich am Vorabend der Feier deren 363 ein, so daß an der Zahl nur zwei fehlten. Gott selbst aber wollte dem hochherzigen Kaiser eine Freude machen und ließ folgendes Wunder geschehen.

In dem Gewölbe der St. Servas-Stifts-Kirche zu Maastricht ruhten die beiden heiligen Bischöfe Monulph und Gondulph. In der Nacht vor der Einweihung des Münsters erschien in genannter Kirche ein Engel und rief mit lauter Stimme: „Monulph und Gondulph steht auf und ziehet gen Aachen zur Einweihung der Münsterkirche!“ Die beiden Bischöfe erhoben sich aus ihren Gräbern und begaben sich zur Stunde in vollem Ornate

nach Aachen. Eilenden Schrittes zogen sie durch die Jakobstraße und als sie sich dem Münster näherten, zitterten ihre Gebeine vor Freude dergestalt, daß sie förmlich klapperten und viele Leute dies ganz eigenthümliche Geklapper deutlich hörten.

Sie traten in das offen stehende Münster und nahmen zwei von den 365 für die Kirchenfürsten bestimmten Sitzen ein, so daß am Tage der Einweihung zum Erstaunen aller Anwesenden und zur größten Freude des Kaisers 365 Bischöfe der heiligen Handlung beiwohnten. Mit der größten Feierlichkeit und mit dem glänzendsten Gepränge weihte Pabst Leo das Münster nun ein und widmete dasselbe, nach Karls ausdrücklichem Wunsche, unserer Lieben Frauen. Nach der erhabenen Feier verließen die beiden Heiligen am Abende ihre Sitze und kehrten auf demselbem Wege, den sie gekommen waren, wieder in ihre Ruhestätte nach Maastricht zurück. Die Straße aber nahe beim Münster, wo viele Leute die Bischöfe in der Nacht gesehen und das Klappern ihrer Gebeine gehört hatten, wurde jetzt zum Andenken an dieses Wunder die Klappergasse genannt, wie sie bis auf den heutigen Tag noch heißt.

Zu Maastricht war die Reise der beiden Bischöfe nicht unbekannt geblieben, wie dies das Bildniß eines Engels in dem Gewölbe der St. Servas-Kirche, welches erst in jüngster Zeit daraus entfernt wurde, deutlich bekundete. Derselbe hielt eine Schrift in den Händen mit den Worten:

**Monulphe, Gondulphe, staat ober, vaart,
Wyt Aken dat Münster, seyt God en gepaart!**



Danko der Glockengießer.



So war denn endlich auch der Glockenturm am Münster fertig geworden. Er ragte majestätisch über alle andere Thürme der Stadt hervor und schaute weit in die Umgegend hinaus. Dessen freute sich Karl gar sehr, allein in seinem Herzen wurde der Wunsch immer heißer und lebhafter, den Thurm, der bis jetzt nur einige kleine Glocken hatte, mit einer mächtigen, großen Glocke zu versehen, die des ganzen Baues würdig sei. Zu der Zeit war aber das Glockengießen noch eine seltene Kunst und bis jetzt hatte der Kaiser sich vergebens in seinen Landen nach einem tüchtigen Meister umgesehen. Wie groß war daher die Freude des Kaisers, als er die frohe Kunde erhielt, daß im Kloster zu St. Gallen ein Mönch mit Namen Danko sei, der die Kunst des Glockengießens vortrefflich verstünde und bereits Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt habe. Als bald wurden Eilboten nach St. Gallen entsendet, welche den Danko an des Kaisers Hof nach Aachen entbieten sollten. Hochgeehrt traf derselbe sehr bald in Aachen ein und mit frommer

Begeisterung that Karl ihm seinen Wunsch kund, versprach ihm reichlichen Lohn nach Vollendung der Arbeit und setzte hinzu, daß er keinen Aufwand zu scheuen habe, um ein Meisterwerk zu Stande zu bringen. Denn die Glocke, so meinte der Kaiser, sollte dem Münster eine Hauptzierde sein, ihre ehrne Stimme sollte ja noch nach Tausend Jahren die Gläubigen zur Andacht rufen und allen Bürgern Freud und Leid verkünden.

Danko ging alsbald ans Werk und mit Freudigkeit ließ ihm der Kaiser alle gewünschte Geräthe und alle verlangte Metalle herbeischaffen. Damit der Ton der Glocke rein und weithallend sei, waren dem Meister auch hundert Pfund Silber aus dem Schatze Karls zugewogen worden. Der Glockengießer war aber ein habsüchtiger und unehrlicher Mann, der schnöden Gewinn der Ehre vorzog. Er hatte nämlich das Silber bei Seite geschafft und statt dessen hundert Pfund Blei in die Glockenspeise gebracht. Als nun der Guß vollendet war und die Glocke aus der Grube gezogen wurde, da jauchzten alle Zuschauer und der Kaiser freute sich ohnmaßen, denn sie war spiegelblank und glänzte, wie pures Silber. Bald nachher schwebte sie hoch oben im Thurme und schon harrete man mit Ungeduld ihres ersten

Geläutes. Der Kaiser hatte sich selber aber die Freude vorbehalten, die Glocke zuerst anzuziehen. Er erschien daher in vollem Schmucke von Danko und dem ganzen Hofstaate begleitet im Glockenturm. Er richtete dann ein heißes Gebet an Gott und Maria, die er bat, dieses Geschenk gnädig anzunehmen und zog mit Macht die Stränge an. Zum Erstaunen Aller gab die Glocke nur einen sehr schwachen, ganz dumpfen Ton von sich. „Wohlan, Danko,“ sprach darauf der Kaiser, „so versuche Du denn selber dein Meisterwerk, ich vermag ihm keine Klänge zu entlocken.“ Bleich und zitternd trat Danko vor, erfaßte die Stränge und zog sie an mit der angestrengtesten Kraft aller Sehnen. Man vernahm kein Geläute, wohl aber das Krachen des Gebälkes, welches der Klöpfel der Glocke durchbrach und den Gleißner zu Karls Füßen todt niederschmetterte. Furcht und Schrecken befahl die Versammlung, der Kaiser blieb ruhig und sprach: „den hat Gott selbst gerichtet!“

In der Wohnung Dankos fand sich das unterschlagene Silber noch alle vor. Der Kaiser bestimmte es für die Armen und grämte sich eine Zeit lang der erlittenen Täuschung wegen.



Der Lousberg.



Die Kränkung, welche die Aachener dem Teufel dadurch zugefügt hatten, daß sie ihm eine Wolfs- anstatt einer Menschenseele für alle seine Hilfeleistung beim Münsterbau überwiesen, noch mehr aber der Gedanke, daß es sprichwörtlich werden könnte, daß die Aachener dem Teufel selbst zu klug seien, ließ ihn bei Tag noch Nacht nicht ruhen. Er sann auf Rache und hatte endlich den schwarzen Plan ausgebrütet, das Münster mit sammt der Stadt und allen Einwohnern mit einem Schlage zu vernichten. Eines Tages begab er sich daher an das Gestade des Meeres und lud sich dort einen Sandberg auf, groß genug, um damit die ganze Stadt sammt Münster und Pallast des Kaisers und Allem, was darin wohnte und athmete, zu verschütten. Keuchend und schweißtriefend war er damit bereits am Pontthor vorbeigeschritten, denn er konnte die Stadt nicht sehen, weil sich ein scharfer Ostwind erhoben hatte, der ihm den Sand des Berges, den er trug, in die Augen bließ.

Da mußte es nun geschehen, daß eine Frau, welche aus der Soers kam und nach der Stadt zum Markte gehen wollte, dem Teufel begegnete und schon ganz in seiner Nähe war, als er sie höflichst anredete: „wie weit ist es denn noch bis Aachen, liebe Frau?“ In diesem Augenblicke bemerkte zum Glücke die Frau seine Pferdefüße und voll Geistesgegenwart und wohl ahnend, was der böse Feind mit diesem Berge wollte, warf sie schnell ihren Rosenkranz mit dem Kreuze daran auf den Sandhügel, über den der Teufel nun alle Gewalt verlor, weil er mit dem Kreuze versehen war. Der Berg fiel daher so plötzlich nieder, daß er sich in zwei Berge spaltete; der größte davon heißt der Lousberg, der kleinere St. Salvatorberg. Zur Erinnerung an dieses Begebniß stellte man auf die Ostspitze des Berges ein Kreuz, welches erst in neuerer Zeit dort verschwunden ist.

Daß der Berg wirklich vom Meere aus hierher gebracht worden, ist außer allem Zweifel, davon geben die zahllosen Meerschnecken und andere Seegebilde, welche sich noch heute in demselben befinden und durch die Länge der Zeit versteinert worden sind, den deutlichsten und unumstößlichen Beweis. Seit der Zeit hat der Teufel mit den Aachenern nicht mehr anbinden wollen. Was er so

sehr gefürchtet hatte, wurde nun zur Wahrheit, es entstand das Sprichwort: „de Oecher send der Diivel ze lous.“ (Die Aachener sind dem Teufel zu klug.)

Sein Ingrimm soll aber über alle Maaßen groß gewesen sein, als er sah, daß man von den beiden Bergen aus die herrlichste Aussicht auf Stadt und Münster hat, und daß endlich sogar auf dem St. Salvatorberg ein Kloster nebst Kirche von Karls Nachfolger, Ludwig dem Frommen erbaut wurde.



Die tugendhafte Hildegard.



Harls zweite Gemahlin war die fromme Hildegard von edler schwäbischer Herkunft. Sie gebar dem Kaiser drei Söhne: Karl, Pipin und Ludwig und eben so viele Töchter Rotrude, Bertha, Gisela. Wegen ihrer Leutseligkeit und ihres erbaulichen und gottesfürchtigen Wandels stand sie überall in hoher Achtung und dennoch gelang es dem gottlosen Taland, einem Stiefbruder Karls, sie in schändlichster Weise zu verläumden und des Kaisers Eifersucht in dem Grade zu erregen, daß er sie verstieß und die schwersten Strafen über sie verhängte.

Als Karl nämlich gegen die ungestümen, wilden Sachsen in den Krieg zog, übertrug er Taland die Statthalterschaft zu Aachen. Derselbe hegte aber zu der tugendhaften Hildegard unlautere Begierden, die er schamlos genug war, ihr offen an den Tag zu legen. Sie wies indessen sein schnödes Ansinnen mit gerechter Entrüstung

und tiefer Verachtung zurück und suchte seine Gegenwart auf alle mögliche Weise zu vermeiden.

Da aber Taland seine verbrecherische Gedanken nicht fahren ließ, vielmehr stets auf neue Listen und Ränke sann, um sich der Kaiserin zu nähern und fortfuhr sie mit ungestümmen Zudringlichkeiten zu behelligen, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als sich durch ein kühnes Wagniß seinen Verfolgungen zu entwinden. Sie zeigte sich nämlich eines Tages recht freundlich gegen ihn und erweckte in ihm die Hoffnung, als werde sie endlich seinen Wünschen nachgeben. Diese Erwartung wurde in seinem Sinne aber zur nahen Wirklichkeit gesteigert, als die Kaiserin ihm auftrug, drei Zimmer in einem abgelegenen Theile des Pallastes für sie herrichten zu lassen und dieselben mit wohlverschließbaren Thüren zu versehen. Sobald die Gemächer fertig seien, wolle sie dieselben nur von Taland begleitet, in Augenschein nehmen.

Nach wenigen Tagen schon theilte er der Kaiserin mit, daß ihr Befehl ausgeführt und die bewußten Räumlichkeiten eingerichtet seien. Sie bezeichnete daher Tag und Stunde, in der Taland ihrer in dem hintersten der drei Gemächer harren

sollte. Zur bestimmten Zeit erschien sie wirklich ohne alle Begleitung in den Gemächern und der böse Schalk war nun seines Sieges gewiß.

Allein wie bitter sah er sich getäuscht, denn als die Kaiserin sich dem dritten Gemach näherte, ergriff sie plötzlich die Thüre, warf dieselbe mit Heftigkeit zu, verschloß und verriegelte sie und eilte nachdem sie in gleicher Weise die beiden andern Thüren sorgsam verschlossen hatte, in ihre Behausung zurück, wo sie Gott inbrünstig dafür dankte, daß er ihr Kraft und Stärke verliehen habe über den Frevler zu siegen und ihre Unschuld zu wahren.

Wutschnaubend erkannte Taland jetzt, daß er von einer Frau überlistet worden sei und er sich selbst sein gut verschlossenes Gefängniß eingerichtet habe. Hier sollte er bis zur Heimkehr des Kaisers seine beabsichtigte Schandthat büßen, zur Zeit wollte Hildegard ihrem Gemahle dann das Vorgefallene treulich mittheilen, damit er selbst über den Gefangenen das Urtheil fälle.

Als aber die frohe Botschaft erscholl: die Sachsen seien vollständig besiegt, ihre Anführer und Tausende der Ihrigen hätten die heilige Taufe

empfangen und Karl werde ruhmbeKränzt in wenigen Tagen nach Aachen zurückkehren, da wollte denn die edelmüthige und weichherzige Hildegard dem Kaiser die Freude über den Sieg durch die Kunde eines erlittenen Schimpfes in seinem Pallaste nicht vergällen und beschloß daher, den Taland vor seiner Heimkehr der Haft zu entlassen und dem Kaiser die traurige Mähr zu verschweigen, in der Voraussetzung, dem Freigelassenen werde am meisten daran gelegen sein, daß seine Schandthat nicht vor den Gebieter kommen möchte.

Die tugendhafte Frau bedachte nicht, daß derjenige, welcher das Laster verheimlicht, dem Lasterhaften Vorschub leistet und oft selbst dadurch das Opfer der Bosheit wird. Taland hatte in seiner einsamen Haft nur auf Rachepläne gegen die Kaiserin gedacht und beeilte sich dieselben alsbald ins Werk zu setzen. Er erzählte dem Kaiser schändliche Geschichten von geheimen Bnhlschaften, welche Hildegard während seiner Abwesenheit gepflogen habe. Weil er aber ihren Lebenswandel treulich überwacht, so habe sie ihn einkerkern lassen, um ihr Unwesen desto ungestörter treiben zu können. Er sei erst vor wenigen Tagen in Freiheit gesetzt worden in der

Voraussetzung, er werde das Herz des Kaisers durch die Mittheilung von der Untreue seines Weibes nicht betrüben wollen, allein die Pflicht gegen den Gebieter und seine treue Anhänglichkeit an denselben zwängen ihn zu dem Bekenntniß des dem Kaiser zugefügten Schimpfes. Der ganze Hof sei Zeuge seiner geheimen Gefangenhaltung.

Darob entbrannte Karls Zorn in lichten Flammen, er verstieß Hildegard von seiner Seite und verwies sie auf ewig bis zu den äußersten Marken des Landes und verordnete diesen strengen Befehl sofort auszuführen. Die unschuldig Verstoßene eilte zu ihrer Schwester, der Gräfin Adeline in Schwaben, welche sie, von ihrer Unschuld überzeugt, freundlich aufnahm. Später begab sie sich nach Rom, wo sie unerkannt in Gottes heiligen Willen ergeben mit allem Eifer den Uebungen christlicher Tugenden oblag. Hier widmete sie sich auch der Krankenpflege und erwarb sich bald einen großen Ruhm in der Heilung der hartnäckigsten Augenübel.

Der Ruf von ihren glücklichen oft wundersamen Kuren verbreitete sich weit über Italiens Grenzen hinaus und war auch in Aachen nicht unbekannt geblieben. Taland hatte nach der Verbannung

Hildegards keine heitere Stunde mehr, denn sein Gewissen war erwacht und folterte ihn jetzt Tag und Nacht, dazu waren noch mancherlei körperliche Gebrechen getreten und unter andern auch ein heftiges Augenleiden, welches mit völliger Blindheit zu drohen schien.

Da nun Karl wichtiger Geschäfte wegen nach Rom reisen mußte, so bat der unglückliche Verläumder denselben, ihn doch dahin mitzunehmen, ob er vielleicht dort Heilung fände. Der Kaiser wollte ihm diese Bitte nicht abschlagen, obgleich die Aerzte der Meinung waren, daß eine Herstellung der Augen Talands unmöglich sei. So zog der fast Erblindete mit nach Rom um Hilfe und Trost bei derjenigen zu suchen, die er mit Schmach und Unehre überhäuft, mit Schimpf und Schande aus der Heimath verbannt hatte. So wunderbar sind Gottes Wege. Taland hatte das Glück seine Augen in nicht gar langer Frist vollkommen hergestellt zu sehen und sich auch sonst einer guten Gesundheit zu erfreuen.

Karl, der diese wunderbare Heilung sah, wünschte sehnlichst die kenntnißreiche und, wie er vernommen hatte, ebenso bescheidene und fromme Frau persönlich kennen zu lernen und berief sie

daher zu sich. Dieselbe erschien von Kummer gebeugt, doch frei und offen, würdevoll und ernst vor dem Kaiser. Welcher Schrecken und welches Erstaunen ergriff ihn aber in diesem Augenblicke! Er erkannte sogleich in dieser Frau seine einst so heiß geliebte Hildegard, die Mutter seiner Kinder, die er ungehört verurtheilt und verstoßen hatte. In dem schlichten Gewande der Wahrheit erzählte sie Karl nun die ganze Geschichte, welche sich mit Taland zugetragen hatte.

Bittere Reue ergriff das Herz des Kaisers, denn er erkannte die Unschuld seiner treuen Gattin und das große Unrecht, welches er gegen sie begangen. Er sah die Verruchtheit und Verworfenheit des Verläumders ein und verurtheilte ihn, nachdem er seine Schuld bekannt hatte, zum Tode.

Hildegard wurde aber durch die Fürsprecherin ihres Feindes und Verfolgers und bewirkte beim Kaiser, daß die Todesstrafe in Verbannung gemildert wurde. Karl nahm seine Hildegard als treue Gattin wieder auf und kehrte hochentzückt und unter dem Zujauchzen der Menge mit ihr in Aachen wieder ein.

Aus Dankbarkeit zu Gott, der ihre Unschuld so wunderbar an den Tag gebracht und ihre Ehre wieder hergestellt hatte, stiftete sie im Jahre 773 das Kloster Kempten. „Wie unerforschlich, sprach sie oft, sind die Rathschlüsse der Vorsehung! Der Herr bediente sich desselben Werkzeuges, was mich um Ehre und Dasein bringen wollte, um mir die Ehre wiederzugeben und mich ins Leben zurückzuführen. Sein Namen sei gepriesen immerdar!“



Kaiser Karls Heimkehr.



Während Karl im fernen Ungerlande gegen die dortigen Heiden einen blutigen Krieg führte und gar viele von ihnen zu Christen taufen ließ, ging es am Rheine gar toll her. Wilde Horden zogen ungestraft durch das Land und raubten und mordeten, sengten und brannten, denn in zehn Jahren war der Kaiser nicht heimgekehrt und die Kunde, er sei todt, verbreitete sich immer mehr. Seine Räthe zu Aachen baten deshalb Frau Hildegard einen andern Mann zu nehmen, der das Regiment führen könne. Dieselbe sträubte sich aus allen Kräften dagegen, da die Räthe aber immer ernster in sie drangen, so bat sie nur noch um drei Tage Bedenkzeit. Gott selbst aber wollte nicht, daß der gute Kaiser Karl Thron und Reich verlieren sollte. Er schickte daher einen Engel an ihn, der ihm zurufen mußte: „Held Karl ziehe von hinnen, in drei Tagen mußt Du in Aachen sein!“ Karl vernahm den Ruf und noch in derselben Stunde setzte er sich auf ein kräftiges Roß und ritt bis in die Stadt Raab, hier hielt er die Nacht Rast und ritt

am andern Morgen auf demselben Thiere nach Passau. Dort vertauschte er sein Roß für ein schönes Füllen aus, welches ihn am dritten Tage glücklich nach Aachen brachte.

Karl kehrte als Fremder bei einem Wirthe ein, der ihm erzählte, wie Alles in der Stadt kraus und bunt durcheinander ginge, denn der Kaiser sei todt und Hildegard werde sich morgen wohl entschließen, einen neuen Gemahl zu nehmen. So erhielt der Kaiser von Allem, was in der Stadt vor sich ging genaue Kunde.

Noch ehe der Tag graute erhob sich Karl vom Lager und ging in voller Rüstung und mit dem breiten Schwerte umgürtet nach seinem Pallaste. Von hier zog er unverweilt durch die Hallen, welche denselben mit dem Münster in Verbindung setzten, in das Gotteshaus, nahm dort seinen gewöhnlichen Sitz ein und legte das blanke Schwert über seine Knieen. So saß der Kaiser da starr und stumm wie eine Bildsäule. Nachdem der Meßner zur Frühmesse geläutet hatte und zur Sakristei zurückkehrte, erblickte er des Kaisers Erscheinung. Vor Schrecken bleich eilte er zum Bischofe und theilte demselben die Wundermähr mit. Als bald fanden sich auch die Kanonichen und

übrigen Stiftsherren ein, die Kerzen wurden angezündet und gefolgt von allen Anwesenden näherte der Bischof sich laut betend der Erscheinung.

Jetzt erhob sich der Kaiser und stimmte in die Gebete ein. Da erkannten Alle, daß der Kaiser wirklich unter ihnen stand und waren ohnmaßen froh. Unterdessen war die Kunde in die Stadt gedrungen und das Volk strömte schaarenweis in das Münster und staunte und pries Gott für des Kaisers Erhaltung. Hierauf trug die freudetrunkene Menge den hochgefeierten Helden in seinen Pallast zu Hildegard, die seiner sehnsüchtig harrte. Mit Thränen der Wonne im Auge flog sie in die Arme des todtvermeinten Gatten, der in freudiger Rührung sie mit den Worten begrüßte: „Liebe Hildegard und treues Weib, Gott verläßt die Seinen nicht!“



Der Ring der Fastrada,



Fastrada, die Tochter des fränkischen Grafen Radolph, war die dritte Gemahlin Karls des Großen. Er vermählte sich mit ihr zu Worms im Jahre 783. Obgleich dieselbe der zweiten Gemahlin des Kaisers, der frommen Hildegard an Herzensgüte und andern Tugenden weit nachstand, so hatte sie doch durch ihre blendende Schönheit und ihren heitern und aufgeweckten Geist des Kaisers Herz im höchsten Grade gefesselt. Ihre Wünsche waren ihm Befehle, selbst die Unruhen, Zwistigkeiten und Feindschaften, welche sie wiederholt am Hofe veranlaßt hatte, konnten die Liebe und Anhänglichkeit desselben für seine Fastrada nicht schwächen, viel weniger erschüttern. Der sonst so ernste und fromme Kaiser verehrte sie fast wie ein überirdisches Wesen, während andere sie stolz und übermüthig nannten. Er war in ihrer Liebe beglückt und ahnte nicht, wie bald der Tod ihm die blühende Gattin von der Seite reißen werde.

Sie starb zu Frankfurt am Main im Jahre 794. Der Schmerz des Kaisers war namenlos. Die männliche Fassung und Besonnenheit, welche man an ihm in traurigen und mißlichen Verhältnissen gewohnt war, schienen ihn gänzlich verlassen zu haben. Er gab sich dem Schmerze in dem Maaße hin, daß man in Sorge gerieth, er möchte den Verstand verlieren. Er wollte den entseelten Körper nicht verlassen und bemühte sich die Todte zu wecken und ihr mit den süßesten und zärtlichsten Namen zu rufen. „Sie ist nicht todt, sie schläft ja nur“ rief er mit lauter Stimme, indem er bald die Leiche, bald die Umstehenden anstierte. Tag und Nacht kniete er neben ihrem Lager und wollte weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Zornig und gebieterisch wies er diejenigen ab, welche davon redeten, die Leiche zur Erde zu bestatten, immer behauptend, Fastrade schlummere ja nur und werde bald erwachen. Selbst der fromme Erzbischof Turpin von Rheims, der Erste in des Kaisers Rath, der sonst sehr viel über ihn vermochte, wendete vergebens alle Mittel an, um denselben von dem Tode der Fastrada zu überzeugen und die Einwilligung zu erlangen, die Leiche zu beerdigen. Die Sorge um des Kaisers Gesundheit und Leben wurde bei Allen immer größer und beängstigender, nur der Himmel konnte Rettung senden, daher flehte denn Turpin

und der ganze Hof mit inbrünstigem Gebete zu Gott, daß er sich des trostlosen Kaisers erbarmen möchte. Da hatte nun Turpin ein Traumgesicht, welches ihm den Zauber enthüllte, der des Herrschers Geist und Gemüth fesselte. Er sah nämlich einen Ring, welcher in den schönen Haarflechten der Kaiserin sorgsam versteckt war. Der Bischof vermuthete, daß dieser Ring es sei, dem der Zauber innewohne, und der den geliebten Herrn an die Abgeschiedene noch gekettet hielt. Am folgenden Morgen verrichtete Turpin schon in aller Frühe seine Andacht und dankte Gott für das Traumgesicht, trat dann zur Leiche, fand den Ring, sowie er ihn im Traume gesehen hatte und nahm denselben, ohne daß der Kaiser es bemerkte, zu sich. Sobald der Ring im Besitze des Prälaten war, erwachte Karl wie aus einem schweren Traume, er erkannte mit Schauder die Wirklichkeit, die ihn umgab, er sah, daß er die schöne Fastrada verloren hatte, allein er wußte sich mannhaft zu fassen und war empfänglich für die Tröstungen, welche Turpin ihm ertheilte. Weinend stürzte er in seine Arme und trennte sich willig von dem theuern Leichname. Er befahl, daß die irdischen Reste Fastradas mit allem, einer Kaiserin würdigen Gepränge, in Gold und Purpur gehüllt in feierlichem Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt werde. Dort wurde sie in der

Abtei von St. Alban zur Gruft gebracht, wo Karl zu ihrem Andenken ein herrliches Grabmal errichten ließ. Zur Freude aller Bewohner stieg der Kaiser bald wieder zu Pferd und durchritt die Straßen Frankfurts, wo ihn überall lauter Jubel empfing. Die Geschäfte des Reiches hatten sich indessen sehr angehäuft und riefen ihn dringend nach anderen Orten, so zog er denn gegen Ingelheim, wo er sich mit neu belebtem Eifer den Reichs-Obliegenheiten hingab und dadurch den Schmerz über den Tod seiner unvergeßlichen Gattin zu lindern suchte.

Dorthin begleitete ihn auch der treueste seiner Räthe Turpin, ohne den er jetzt nicht mehr sein noch leben konnte. Dieser fromme und gelehrte Prälat hatte zwar immer beim Kaiser in hohem Ansehen und großer Achtung gestanden, allein seitdem derselbe im Besitze des Zauberringes war, wurde die Zuneigung Karls zu demselben mit jedem Tage stärker und mächtiger. Diese außergewöhnliche Anhänglichkeit des Kaisers benutzte der Erzbischof nun zwar in sehr uneigennütziger Weise zum Frommen der Kirche und des Staates, ohne für sich persönlich einen Vortheil daraus zu ziehen, allein dieselbe fing allmählig an, ihm unangenehm, drückend und lästig zu werden, denn er wußte ja, daß nur ein

böser Zauber der Grund davon war. Turpin beschloß daher, sich dieses Talismannes auf irgend einer Weise zu entledigen. Als er daher mit dem Kaiser in Aachen längere Zeit verweilte und er eines Tages an dem stillen See stand, welcher das Jagdschloß desselben in der Nähe der Stadt umgab, brachte er den längst gefaßten Entschluß zur Ausführung und versenkte den Zauberring in denselben.

Bis dahin hatte sich Her Kaiser schon gern in Aachen aufgehalten, von jenem Tage an wurde diese Stadt aber sein Lieblingssitz, wovon er sich nur trennte, wenn wichtige Reichsangelegenheiten ihn in andere Gegenden riefen. Mit besonderer Lust und Wonne verweilte er aber auf dem Jagdschlösse, dessen glatter See das geheimnißvolle Kleinod barg; mochte er noch so fern fein, es zog ihn immer ein mächtiger Zauber zu dieser Stätte hin. Bis in die spätesten Tage seines Lebens zog sich der Kaiser häufig an diesen Ort der Einsamkeit von den immer drückender werdenden Regierungsgeschäften zurück. Hier saß er oft Stunden lang in den dichten Laubgängen am See und überdachte sein sturmbewegtes, thatenreiches Leben, und überschaute die wilden Schlachten, die er geschlagen und die glänzenden Siege, die er über alle Feinde davongetragen hatte. Gewiß hat er aber

auch seiner Fastrada oft gedacht und sich des Glückes mit Wehmuth erinnert, das er einst an ihrer Seite genoß.

Das Jagdschloß, wo dies geschah, steht heute noch und heißt die Frankenburg oder Frankenberg, die Teiche, welche dasselbe umgeben, hegen in ihrer Tiefe den Wunderring, welchen Turpin ihnen anvertraute. Wenn der Frühling wiederkehret, die Bäume sich mit frischem Laub schmücken, junge Blüthen duften und die Nachtigallen dort am Bach im Felsgestein seufzen, dann wird auch jetzt noch mancher Wanderer dort mit Zaubergewalt hingezogen, um manchen Kummer des Lebens in der Betrachtung Gottes schöner Natur zu vergessen.



Emma und Eginhard.



Die jüngste der beiden Töchter der Fastrada hieß Emma. Sie war der Liebling des Vaters, denn sie besaß nicht nur einen schlanken, schöngeformten Leib und eine anmuthige, liebeiche Gesichtsbildung, sondern sie war auch in hohem Maaße mit Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattet und hatte einen offenen Sinn für Kunst und Wissenschaft. Dazu verstand sie alle weibliche Arbeiten und wetteiferte in der Hauswirthschaft mit den erfahrensten Frauen ihrer Zeit. Ihre Geschicklichkeit und Rührigkeit bei sehr verständigem und stets heiterem Sinne und der Umstand, daß sie das Lieblingsgericht des Vaters, den Rehbraten recht schmackhaft zu würzen und ganz nach seinem Geschmacke, wie niemand sonst zu bereiten wußte, dies Alles machte, daß Karl sie seinen andern Töchtern vorzog und mit besonderer Liebe an ihr hing und sie nie anders als mit dem Schmeichelworte: mein Immchen anredete.

Emma suchte aber auch in allen Stücken des Vaters Willen zu erfüllen, sie hegte für ihn die größte Hochachtung und Verehrung und eine wahrhaft kindliche Liebe. Sie hatte nur ein Geheimniß des Herzens, welches sie dem lieben, aber auch ernsten Vater nicht anvertrauen durfte und dies Geheimniß war die Liebe zu Eginhard, Karls jüngstem Rathe und Geheimschreiber.

Die Liebenden erkannten nur zu sehr die große Kluft, welche durch ihre Geburt und ihre Lebensstellung zwischen ihnen lag und mußten den Zorn des Kaisers befürchten, wenn er Kunde von dieser Herzensangelegenheit erhalte. Obgleich Eginhard der jüngste unter den Räthen war, so erfreute er sich dennoch des besondern Vertrauens und Wohlwollens seines Herrn, denn er zeichnete sich durch Verstand und Klugheit, durch Wissenschaft und Kenntnisse vor Allen aus; dazu besaß er ein ritterliches Ansehen und hatte dem Kaiser schon oft Proben seiner Gewandtheit und Kühnheit, sowie seines entschlossenen Muthes in Gefahren des Krieges und der Jagd abgelegt. Dies Vertrauen fürchtete er bei Karl zu verscherzen, wenn er ihm das Geständniß seiner Liebe zu Emma machen werde. Es blieb daher nichts übrig,

als ihre Liebe vor der Welt geheim zu halten und sie im Herzen zu verschließen.

Um aber fern vom Hofzwange und aus den Augen der Späher ein Stündchen sorglos zu verplaudern, gestattete Emma, daß Eginhard sie bei nächtlicher Weile von Zeit zu Zeit in ihrem einsamen Kämmerlein besuchte. Da saßen sie denn oft halbe Nächte in keuscher Liebe und erzählten sich Mancherlei über vergangene Tage, über die Ereignisse des Hauses und träumten wachend über künftige, glückliche Zeiten. Beide besaßen zu hohe Achtung für christliche Zucht und gute Sitten, als daß sie bei ihren Zusammenkünften den Anstand auch nur im mindesten je verletzt hätten.

So hatten sie in trautem Gespräche eine November-Nacht in seligem Entzücken verlebt, schon nahte die Dämmerung, und der helleuchtende Mond schien bald sein Licht zurückziehen zu wollen, als Eginhard Abschied nahm. Doch welcher Schrecken ergriff die Liebenden, als sie zur Thüre traten; es hatte in der Nacht geschneit und der ganze Erdboden war mit einer dünnen flockigen Decke überzogen. Die Fußtritte eines Mannes bis zur Thüre der Kaisertochter konnten nicht nur Verdacht erregen,

sondern mußten einen Frevel ahnen lassen und einen Schimpf auf Emma werfen. Beide erkannten die Gefahr und Eginhards Sinne schienen sich zu verwirren, da faßte Emma den Entschluß, ihren Geliebten bis zum Eingangsthore durch den weiten Hofraum zu tragen, weil die weiblichen Fußspuren allen Verdacht fern halten würden. Sie faßte ihn auf ihren kräftigen Rücken und trug ihn behende und wie sie hoffen durfte ganz unbemerkt bis zum Schloßthore.

Sie hatte sich aber bitter getäuscht, denn ihr Vater hatte sich bereits vom Lager erhoben und stand sinnend und nachdenkend über wichtige Reichs-Angelegenheiten am Fenster, und erkannte beim Mondschein seine Tochter Emma und die Bürde, welche sie trug. Sein Gesicht legte sich in ernste Falten und sein Herz entbrannte in Zorn über den Schimpf, den sein eigenes Kind und derjenige über ihn gebracht hatten, den er mit seinem Vertrauen beehrt und mit Wohlthaten überhäuft hatte. Gleich am selben Morgen ließ er alle seine Räthe in den Gerichtssaal bescheiden, um sofort ein Urtheil über eine wichtige Angelegenheit zu fällen.

Die Rätthe waren versammelt, und Karl trat ein mit gemessenen Schritten und setzte sich mit beklommenem Herzen und düsteren Blicken auf den Thron. Tiefes Schweigen herrschte im Saale und die Rätthe saßen da in ängstlicher und kummervoller Erwartung, denn noch nie hatten sie den Kaiser so niedergebeugt gesehen, wie heute. Endlich begann der Gebieter also zu reden: „Ich habe euch zu dieser ernsten Stunde versammelt, damit ihr ein strenges Urtheil fällen möget über einen Frevel, der eueres Kaisers Haus beschimpfet! so saget denn, welche Strafe verdient die Königstochter, welche bei nächtlicher Weile einem Buhlen Einlaß zu ihrem Gemache verstattet?“

Die Rätthe erstaunten, sprachen sich aber einstimmig dahin aus, daß in Sachen der Liebe „Verzeihung“ das Beste sei. Darauf fragte der Kaiser wieder: „und welche Strafe verdient der Buhle, der über seines Herrschers Haus durch diesen Frevel Schimpf und Schande bringt?“ Von allen Rätthen erfolgte dieselbe Antwort, daß in Sachen der Liebe „Verzeihung“ das Rathsamste sei, nur der jüngste von ihnen, Eginhard, der zuletzt seine Meinung abgab, sprach: „er hat den Tod verdient!“

„Ja wohl,“ sprach darauf der Kaiser, „sie haben beide den Tod verdient! Was soll aus Zucht und Sitte in meinem Reiche werden, wenn dieselben ungeahndet in meinem Hause verletzt werden dürften? Doch ich will die Milde statt der verdienten Strenge walten lassen, mögen daher die Schuldigen auf immer aus meinem Hause verbannt sein und nie wieder vor mein Antlitz treten!“ So sprach er, verhüllte sein Haupt und weinte.

Starr, wie die Leichen, saßen die Rätthe da bei diesem ernsten Spruche, denn sie wußten nur zu gut, wer davon betroffen wurde. Eginhard erhob sich und verließ schweigend den Gerichtssaal. Emma vernahm des Vaters Spruch mit tiefgebeugtem, reuevollem Herzen, jedoch mit Fassung und Ergebung. Sie zog aus ihrem Haar die goldnen Spangen und Perlen, legte ihr golddurchwirktes Kleid ab und zog eine schlichte, graue Bekleidung an und verließ weinend und schluchzend des theuern Vaters liebes Haus von allen Hausgenossen bejammert und beweint. Als sie so über den weiten Hofraum schritt, flog ihr Lieblingstäubchen gleichsam als wollte es Abschied nehmen, herbei und setzte sich in gewohnter Weise auf ihre Schulter, Sie küßte das arme Wesen recht

herzlich, badete es mit ihren Thränen und ließ es dann davon fliegen.

Planlos eilte Emma auf demselben Wege, den auch Eginhard eingeschlagen hatte, dem Walde zu. Nachdem sie so eine Weile gewandert waren, erkannten sie sich erst wieder und weinten bitterlich. Sie gelobten sich, das harte Schicksal, was sie gemeinsam betroffen, ohne Murren und Groll gegen den Vater geduldig zu ertragen und treu zusammen auszuharren bis etwa der Tag der Erlösung für sie kommen werde. Sie lenkten immer tiefer in den Wald hinein auf unwegsamen Pfaden durch Laub und Gestrüppe, bis Emma von Müdigkeit erschöpft und von Hunger und Durst ermattet nicht mehr weiter konnte. Eginhard bemerkte zum Glück in der Nähe Kohlenbrenner, welche sie freundlich aufnahmen und Emma und ihn mit Speise und Trank erquickten. Ihre Laubhütte, welche sie noch denselben Abend ohnehin verlassen wollten, diente jetzt den Verbannten zum Obdach für die Nacht. Eginhard erhandelte von den heimziehenden Köhlern noch einige Geräthe von Eisen, sowie irdene Trink- und Kochgeschirre.

Als sie am nächsten Morgen erquickt und gestärkt erwachten, waren ihre Gemüther gefaßter und mit dem Unglücke schon vertrauter, als am Tage vorher, nur bejammerten sie beide, daß kein priesterlicher Segen ihren ehelichen Bund heiligen könne. Eginhard pflanzte aber ein aus zwei jungen Baumstämmchen gefertigtes Kreuz in die Erde und voll Andacht und Inbrunst knieten sie vor dasselbe nieder und flehten Gott an, daß er Zeuge sein möge ihrer gegenseitigen Gelöbnisse, und daß er den hier geschlossenen Bund segnen wolle. Kein menschliches Auge hatte diese ernste und feierliche Handlung zugesehen, nur Emmas Lieblingstäubchen war ihr in die Wildniß gefolgt und hatte als Zeuge ihrer Trauung im nahen Gehölze gesessen, und flog als Emma sich nach langem Gebete emporrichtete auf ihre Schulter, als käme es zum Glückwunsch und als Zeichen einer bessern Zukunft.

Nicht weit von der Köhlerhütte im dichtern Walde hatte Eginhard eine Quelle entdeckt, dort beschloß er sich eine feste Hütte zu bauen und mit Emma ein thätiges und vergnügtes Leben zu führen. Gleich ging er rüstig ans Werk, und unterstützt von seiner Gattin stand in kurzer Zeit eine Wohnung da, die nicht nur geeignet war, sie

gegen Hitze und Kälte zu schützen, sondern im Innern auch manche Bequemlichkeiten darbot. Dem wackern Waidmann fehlte es nicht an dem kostlichsten Wildprett aller Art für die Küche, der helle Quell lieferte das Getränke. Was aber in diesem ersten Winter an Gemüsen und Früchten noch fehlte, das hoffte Eginhard werde ihnen in Zukunft nicht mangeln, dafür werde sein Fleiß im nächsten Jahre schon sorgen.

So verstrichen den treuen Gatten fünf Jahre in Liebe und Eintracht. Fleiß und Thätigkeit, die frische Waldluft, einfache und gesunde Nahrung erhielten sie rüstig und stark. Unterdessen saß der Kaiser oft daheim in seinem Pallaste und härmte sich. Er hatte seiner Emma lang verziehen und wünschte nichts sehnlicher, als sie wieder an sein Herz drücken zu können. Allein so viele Kundschafter er auch nach allen Richtungen des Reiches hin ausgesandt hatte, um ihre Spur zu entdecken, sie kehrten alle heim ohne Nachricht von ihr geben zu können, denn sie suchten die in weiter Ferne, welche in der Nähe waren.

Nur die Jagd ließ den Kaiser zuweilen seines Grames für einen Tag vergessen. Bei einer solchen Jagd im Aachener Forste geschah es nun, daß er

sich plötzlich bei Verfolgung eines Hirsches von feinen Genossen getrennt sah, und weil er von scharfem Ritte sich etwas ermüdet fühlte, so stieg er vom Rosse und streckte sich an einer lichtern Waldstelle im Schatten uralter Eichen ins Moos, um auszuruhen und seine Jagdgefährten zu erwarten. Er war erschöpfter als er selber glaubte, daher umging ihn bald ein sanfter Schlummer. Plötzlich ward er aufgeweckt durch ein Geräusch, was von seinem Schwerte kam, welches ihm zu Häupten an der Eiche gelehnt stand.

Er blickte auf und sah, daß ein Knäblein sich des Schwertes bemeistert hatte und mit demselben davon eilen wollte. Der Kaiser richtete sich empor und rief dem Kinde lächelnd zu: „gib kleiner Mann mein Schwert mir her, es ist zu groß für deine Händchen!“ Der blondlockige Kleine blieb stehen, sah den unbekanntenen Mann mit seinen großen, blauen Augen dreist an, und erwiderte, indem er die Wehre fester an sich drückte: „das Schwert geb ich Dir nicht, ich bring es der Mutter, denn Du willst damit ihre Hirschkuh und des Vaters Wild tödten!“ Dem Kaiser gefiel das dreiste und kecke Wesen des Knaben, der mühsam das Schwert weiter schleppte, er folgte demselben von Neugier getrieben und sah nach wenigen Schritten die

Behausung seiner Eltern. Als er sich derselben nährte, trat eine stattliche junge Frau mit einem Säugling an der Brust hervor, hieß den Fremden willkommen und lud ihn ein, das Mahl mit ihr und ihrem Manne zu theilen, der bald von der Jagd heimkehren werde.

Fast hätte Emma ihre Fassung verloren, denn sie hatte den Kaiser alsbald erkannt, sie eilte daher, um ihre Verlegenheit zu verbergen, in die Hütte zurück, ihrem Gaste einen Imbiß und einen frischen Trunk zu holen. Sie unterhielt sich dann eine Weile mit demselben und beantwortete alle Fragen des Kaisers mit so viel Klugheit und Bescheidenheit, daß er im höchsten Grade darüber erstaunt war, in dieser Wildniß eine solche Frau zu finden, denn er erkannte seine Tochter in ihrer jetzigen Tracht nicht wieder. Während dieser Unterhaltung kam Eginhard ans dem Walde zurück, er hatte ein Reh erlegt, welches er auf seinen Schultern trug. Er bot dem Gaste freundlichen Gruß und drückte ihm herzlich die Hand. Sein lang herunterwallendes Haar und der kräftige, volle Bart, die gebräunte Stirne und der eigentümliche Jägeranzug machten ihn dem Kaiser ganz unkenntlich. Das Waidwerk bot den Männern reichen Stoff zur Unterhaltung; unterdessen hatte

die Frau das Mahl bereitet und forderte sie nun auf in die Hütte zu treten.

Hier wurde der Kaiser durch die Reinlichkeit und Zierlichkeit des Gemaches in hohem Grade überrascht. Die Wände waren mit Fellen bekleidet und mit Hirschgeweihen, bunten Steinen und mancherlei Naturseltenheiten der Gegend ausgeschmückt. Mit Verwunderung sah der Kaiser, daß die runde Tafel, an die er sich nieder ließ, genau so eingerichtet war, wie er es zu Hause gewohnt war. Als aber endlich die Hausfrau den duftenden Braten zerlegte und zwar genau so, wie er es einst seine Emma zu thun selbst gelehrt hatte, da ergriff ihn ein seltsames Ahnen, mit forschendem Blicke schaute er ihr ins Antlitz und helle Thränen rollten über seinen grauen Bart. Emma und Eginhard stürzten ihm zu Füßen, er hieß sie mit den herzlichsten Worten aufstehen und voll Rührung und Entzücken umarmte und küßte er die wiedergefundenen Kinder und die lieben Enkel. Sie priesen alle Gott für seine Güte, die des Vaters Schritte in ihre Hütte gelenkt hatte.

Die Sonne war bereits untergegangen und des Mondes Silberschein glänzte durch die Zweige der Eichen und Buchen, da ertönte aus der Ferne

Hörnerklang der Jagdgefährten des Kaisers, immer näher und lauter vernahm man das Rüdengebell, und endlich fand sich die ganze Jagdgesellschaft bei der Hütte ein. Hoherfreut hieß der Kaiser sie willkommen und sagte dann, indem er auf seine Königliche Tochter, auf seinen geliebten Schwiegersohn und die holden Kinder zeigte: „Seht her, heute habe ich einen werthern und köstlichern Fund gethan, denn je! wohlauf jetzt nach Aachen!“

So kehrten Emma und Eginhard in des Vaters Haus zurück und erheiterten sein hohes Alter. Eginhard beschrieb dann des großen Helden thatenreiches Leben und ward für die Nachwelt der treueste Verkünder seines nie erlöschenden Ruhmes. An der Stelle, wo die Hütte im Walde gestanden hatte, ließ Eginhard ein Jagdschloß erbauen und nannte es zur Erinnerung an die dort mit Emma verlebten Tage „Emmaburg.“ Das Schloß selbst hat die Zeit in Trümmer gelegt und ein neues Gebäude darauf entstehen lassen, welches bis auf den heutigen Tag den Namen „Emmaburg“ treu bewahrt.



Roland Schildträger.



Ginst saß Kaiser Karl zu Aachen mit seinen Paladinen bei einem Festmahle froh zusammen. Es dufteten die leckersten Speisen in silbernen Schüsseln und der köstlichste Wein perlte in goldnen Bechern, herrlich glänzte der Saal in wahrhaft Kaiserlichem Schmucke mit Smaragden und Demanten, Rubinen und Topasen, deren Glanz und Schimmer die Ritter priesen. „Wir besitzen manches Kleinod,“ sprach dann Karl, „doch das schönste und köstlichste auf der Welt trägt in seinem Schilde ein wilder Riese im Ardenner-Walde, dies Kleinod fehlt uns noch!“ Kaum hatten die Ritter dies vernommen, da entbrannten sie voll Lust zum Kampfe und waren beseelt von dem sehnlichsten Wunsche, dem Kaiser dies Kleinod zu erwerben. Es waren ihrer sechs an der Zahl: die Herzoge Milon von Anglante, Naims von Baiern und Heimon, dann die Grafen Richard und Garin und der Erzbischof Turpin. Sie beurlaubten sich beim Kaiser und ritten wohl bewehrt allsamt in den Ardenner-Wald, um den

Riesen zu entdecken und den Strauß mit ihm zu wagen. Der junge Roland, des Milon Sohn, bat seinen Vater inständigst, ihn zu dieser Fahrt doch mit zu nehmen, er wolle ja nicht mit dem Riesen kämpfen, sondern dem Vater nur Schild und Speer nachtragen. Milon gewährte die Bitte und Roland zog mit hinaus. Als unsere Ritter in den Ardennen angekommen waren, trennten sie sich, denn jeder sollte einzeln den Riesen in Klüften und Schluchten aufspüren und auf ihn Jagd machen. Bereits waren vier Tage entschwunden ohne das sie nur die Spur desselben erspähet hatten.

Herr Milon war sehr ermüdet, er legte sich daher zur Mittagsstunde in den Schatten einer Eiche und schlief ein, unterdeß Roland bei ihm Wache hielt. Nun währte es nicht gar lange, da sah dieser ein gewaltiges Blitzen und Leuchten, wie er es zuvor noch nie gesehen hatte und gar bald merkte er, daß der wilde Riese von einem Berge niederstieg und all die Lichtstrahlen von dessen Schilde herkamen. Roland wußte Anfangs nicht recht, was am Besten sei, ob er den Vater wecken oder schlafen lassen, oder selbst auf den Riefen losgehen sollte. Doch endlich fand er es Unrecht, den guten Schlaf des Vaters zu stören, er gürtete sich daher dessen Schwert um, nahm Schild und

Speer, schwang sich auf Milons Roß und ritt dem Riesen muthig entgegen.

Als dieser des Jünglings ansichtig wurde, blieb er stehen und rief ihm lachend und höhrend zu: „Was willst Du denn, Du kleiner Fant auf hohem Roß, beliebt's mit mir zu streiten?“ und indem er dies sprach, holte er mit einer gewaltig langen und dicken Stange gegen Roland aus. Behende wich dieser dem Schläge aus und schleuderte mit aller Kraft den Speer gegen ihn, allein der traf des Riesen Schild, von dem er in Splitter zurückprallte. Da faßte Roland rasch mit beiden Händen das breite Schwert und schlug dem Unhold, ehe der in seiner Schwerfälligkeit das seinige aus der Scheide ziehen konnte, die linke Hand ab, die den Wunderschild trug und Hand und Schild flogen weit weg in das Gras. Mit dem Verluste seines Talismannes verlor der Riese Muth und Kraft, er strengte sich an, den Schild mit der rechten Hand zu ergreifen, allein Roland stach ihn dermaßen ins Knie, daß er zusammenstürzte, schlug ihm dann mit Einem Hiebe das Haupt herunter und ein gewaltiger Blutstrom entquoll dem riesigen Rumpfe. Hierauf brach er das kostbare, helleuchtende Kleinod aus des Riesen Schild und barg es sorgsam in seinem Wammse. An einer

Quelle wusch er dann sich selbst, sowie die Waffen vom Blute rein und ritt zum Vater zurück, den er noch schlafend fand, wie er ihn verlassen hatte. Nach solcher Arbeit war Roland auch etwas müde, er legte sich daher neben den Vater und schlief ein.

Nach kurzer Rast weckte ihn Milon. Sie stiegen zu Roß, um das Abenteuer zu vollenden. Gar bald kamen sie an den Ort, wo der erschlagene Riefe lag. Als Milon den gewaltigen Leichnam sah, ärgerte es ihn, so lange geschlafen zu haben, derweil ein Anderer den Ruhm davon getragen, den Unhold getötet zu haben. Roland stand verwundert da, denn es lag nur noch der Rumpf am Boden. Der Kopf, die abgehauene Hand, sowie Schild und Schwert und Stange waren verschwunden.

In Aachen harnte Karl mit Spannung und Ungeduld der Heimkehr seiner Helden. Eben stand er wieder vor dem Schlosse und schaute in die Weite und siehe! da reitet Herzog Heimon heran, er trug des Riesen Haupt auf seinem Speere. So wie es war, mit Blut bedeckt, legte er es dem Kaiser zu Füßen und sprach: „Hier bringe ich Dir des Riesen Haupt, wie ich es im Walde neben seinem Rumpfe fand, wer ihn erschlug, das weiß ich nicht.“ Der

Erzbischof Turpin brachte die abgehauene Hand, die noch im Handschuh steckte und erklärte, dieselbe eben dort gefunden zu haben. Herzog Naims trug des Riesen Stange, Graf Richard dessen Panzer und Schwert, Graf Garin den Schild, allein das Kleinod, welches denselben geschmückt hatte, war ausgebrochen. Alle bedauerten des lebendigen Riesen nicht ansichtig geworden zu sein.

Endlich kam Herzog Milon und hinter ihm ritt Roland mit des Vaters Schild und Speer. Als sie nun in der Nähe des Pallastes kamen, brach Roland den Zierrath aus Vaters Schild und setzte an dessen Stelle das kostbare Kleinod des Riesen. Das gab ein Funkeln und ein Leuchten, daß der Kaiser mit sammt allen Rittern staunten und ausriefen: „Heil Dir, Milon von Anglante, Du bist der Held, der den Riesen bezwang und uns das kostbare Kleinod heimführte!“ Herr Milon wußte nicht wie ihm geschah und war verlegen und verwirrt ob der Begrüßung und noch mehr wegen des Leuchtens, welches er von seinem Schilde ausströmen sah. Mit wachsendem Erstaunen rief er daher seinem Sohne zu: „sag an, wer gab das Kleinod Dir?“ Drauf neigte sich der junge Held und sprach: „Herr ater, wollt mir drob nicht

**grollen, ich selber habe den Riesen zerstückt, indeß
ihr unter der Eiche ruhig schliefet!" Dem Kaiser
gefiel das kühne Unternehmen des jungen Roland
und lächelnd sprach er zu ihm:**

**Du hast ein gut Stück Werk gethan,
Deß mußst Du große Ehre han,
Drum sollst Du mir ein Ritter sein!
Schlag' für baß so wie heute drein!**



Wittekind im Münster zu Aachen.



Nach dreißigjährigem, blutigem Kampfe hatte Karl die Sachsen endlich im Weserthal so gewaltig auf's Haupt geschlagen, daß ihr ganzes Heer sich auflöste und in wilder Flucht nach allen Richtungen hin zerstob. Nach dem Sturze der Irminsul hatten auch die Kühnsten unter ihnen den Muth und das Vertrauen auf die Hilfe ihres Gottes verloren und sich schaarenweise tanfen lassen. Der tapfere und unbändige Herzog der Ost-Sachsen, Wittekind, sah mit Wehmuth und Ingrimme die Leichenfelder, sah des Volkes Untergang und Verderben und seine eigne Vernichtung. Er schwor daher auf dem Schlachtfelde, von Tausenden Leichen umgeben, dem Karl Blutrache, die er selber an ihm nehmen wolle.

Er warf dann über seine volle Rüstung ein Pilgerkleid, drückte den breitrandigen, mit Muscheln bedeckten Hut tief ins Gesicht und wanderte am Pilgerstabe nach Aachen, wo er als frommer Wallfahrer keinerlei Verdacht erregte.

Bei seinem Wirthe erkundigte er sich, wie und wo er den Kaiser am leichtesten sehen und sich ihm nahen könne und erhielt die Antwort, daß derselbe jeden Morgen der heil. Messe, von den Kindern begleitet, im Münster beiwohne. Am nächsten Tage in aller Frühe trat Wittekind voll Rachedgedanken in das Münster. Die schöne, hohe Wölbung des Gotteshauses, die feierliche Stille einer bereits versammelten andächtigen Menge, das ernste Halbdunkel der weiten Bogengänge, nur erhellet von den Kerzen, die vom Altar her leuchteten, dies Alles erregte in des heidnischen Helden Brust bis dahin nie geahnte und nie gekannte Gefühle. Als aber seine Blicke nun auf Karl fielen, da erwachte sein Ingrimms aufs Neue, er erinnerte sich seines Racheschwures, den nur das Blut des Kaisers lösen konnte, schon griff er nach dem kalten Stahl, um sein Herz zu durchbohren. In diesem Augenblicke tönte das Glöcklein des Meßners zum Sanktus, feierliche Klänge rauschten in sanften Melodien von der Orgel her, und das gesammte Volk sang im Chore heilig! heilig! heilig ist Gott! Der Kaiser mit seinen Kindern und allen Anwesenden fielen auf die Knie und schlugen, das Haupt zur Erde gebeugt, reuig auf die Brust, als der Priester den Leib des Herrn hoch empor hielt. Da glitt dem Sachsen-Helden die Hand unwillkührlich vom

Griffe des Schwertes, eine unwiderstehliche Gewalt riß ihn aufs Knie, sein Herz war weich geworden und heiße Thränen rollten über seine Wangen. Er fühlte sich wie in eine andere Welt veretzt, die Töchter des Kaisers, welche in weißen Gewändern um den Vater knieten, erschienen ihm wie schützende Engel, dessen Leben zu bewachen; die Klänge der Orgel waren für ihn Musik aus höhern Sphären; eine himmlische Macht griff tief in sein Herz und — er betete zum Gott der Christen.

Nach vollendetem Gottesdienste erhob sich der seltsame Pilger und näherte sich zum Erstaunen der Menge festen Schrittes dem Kaiser und reichte ihm zutraulich die Hand. „Mächtiger Karl, sprach er, der Sachsen-Herzog Wittekind steht vor Dir, als Dein Feind trat ich voll Rachedgedanken in dies Gotteshaus, ich verlasse dasselbe versöhnt als Dein Freund. In dieser Stunde hat Dein Gott mich selbst erleuchtet, ich schwöre Irmin ab und werde von nun an den Gott der Christen bekennen.“ Voll Staunen und tiefer Rührung erkannte Karl den kühnsten und tapfersten seiner Feinde, den Sachsen-Herzog, im härnen Gewande, er drückte ihn jetzt als Freund an sein Heldenherz und rief dem Volke zu: „seht her, das ist der Sachsen Leu! ihm hat der Herr in dieser Stunde gnädig sich

erwiesen und Herz und Sinn für Christi Lehre ihm erschlossen!“ und zu Wittekind gewendet sprach er: „sei Du fortan mein Freund, sei Du auch fürderhin der tapfern Sachsen tapferer Herzog, sei Du mit mir dem Christenthume ein neuer Schutz und Schirm!“

Noch an demselben Tage empfing Wittekind die heil. Taufe, wobei Karl selbst ihm Pathenstelle vertrat. Nach andern Erzählungen soll der Kaiser die heilige Handlung mit großer Feierlichkeit an dem Helden selbst vollzogen haben. Die Bekehrung Wittekinds veranlaßte Tausende seiner Stammgenossen, sich in den Schoos des Christenthumes aufnehmen zu lassen.



Kaiser Karl und Hildebold.



Hlektrudis, die Mutter Karls, lebte hochbetagt zu Köln am Rhein. Der Kaiser saß zu Aachen vergnügt in seinem Pallaste, als er die Nachricht erhielt, seine Mutter sei krank. Sogleich ließ er die Pferde satteln und ritt nur von Eginhard begleitet, beide in einfacher Waidmannstracht noch in derselben Nacht gen Köln.

Ehe noch der Morgen graute, drang plötzlich ein Glöcklein zu ihren Ohren, das zur Frühmesse rief. Die Reisenden lenkten ihre Rosse dorthin, banden sie an nahe stehende Lindenbäume, traten in das Kirchlein und hörten andächtig die h. Messe.

Nach derselben legte Karl zwölf Goldgulden auf den Altar und wollte sich entfernen, da redete ihn der Geistliche, der dies gesehen hatte, also an: „Herr Jägermann, das ist des Geldes zu viel, mehr als das Kirchlein braucht, doch unser Meßbuch hier hat keinen Einband mehr, ihr würdet uns

daher zu Dank verpflichtet, wenn ihr uns einmal ein Reh- oder Hirschfell dazu schenken wolltet.“ „Das wollen wir uns merken!“ sprach Karl zu Eginhard, sie bestiegen dann wieder ihre Rosse und gelangten bald nach Köln, wo er seine Mutter noch am Leben fand, die aber in wenigen Tagen starb. Mit Trauer im Herzen kehrte der Kaiser nach Aachen zurück.

Nach Jahresfrist mußte er wieder nach Köln, denn der Erzbischof war gestorben und das Domstift und der Rath der Stadt waren in großem Zwiespalt über die Wahl eines neuen Bischofes. Sie baten den Kaiser, die Wahl in die Hand zu nehmen, und beide Parteien erklärten, daß derjenige ihnen als Bischof angenehm sein würde, den er als den würdigsten bezeichnen werde.

Da gedachte Karl des bescheidenen Mönches, der um ein Rehfell zum Einbände des Meßbuches gebeten hatte. Weil er Demuth und Bescheidenheit für die höchsten Tugenden eines Geistlichen hielt, so erachtete er ihn statt eines Rehfeldes des Purpurs, ja goldenen Fließes werth und berief ihn als Bischof nach Köln. Hildebold führte noch lange zum Heile der Gläubigen im Rheinlande voll Würde und Hoheit Ring und Stab. Karl selbst

zählte ihn nach der Bischofswahl zu feinen vertrautesten Freunden bis zum Tode. Der Ort, wo Karl und Eginhard die Messe hörten und Hildebold kennen lernten, heißt „Königshofen.“



Karls Jagdritt.



Kaiser Karl war ein guter und treuherziger, aber auch ein ernster und strenger Herr. Er förderte Kunst und Wissenschaft, liebte den offenen und biedern Sinn und ehrte und schützte jede männliche Tugend auch im schlichsten Kleide. Er war ein abgeschwornener Feind allen Prunkes und eitlen Tandes. So wie er beim Besuche der Schulen den Unfleiß der Söhne seiner ersten Beamten oft tadelte und ernst rügte, so gab er auch deren Vätern bei vorkommenden Gelegenheiten nicht selten Ermahnungen und sprach ihnen sein Mißfallen über dies und jenes offen aus, oder er that ihnen in anderer Weise seine Meinung kund.

Durch die vielen Gesandtschaften, welche mit großem Pomp an Karls Hof erschienen, hatte sich allmählig der Sinn für Kleiderpracht und Luxus aller Art bei den meisten seiner Räthe und anderen hohen Beamten eingeschlichen. Sosehr nun der Kaiser darauf hielt, daß seine Leute bei außergewöhnlichen Anlässen, sowie er es selbst dann auch zu thuen pflegte, einen seines Hofes

würdigen Glanz und eine fürstliche Pracht entfalteteten, ebenso sehr war es ihm aber auch zuwider, daß sie im gewöhnlichen Leben und selbst bei Ausübung ihrer Amtspflichten geputzt und geschniegelt erschienen, während er selbst ganz einfache Kleidung trug. Um diesen Herren nun sein Mißfallen an ihrer Kleiderpracht zu zeigen, benutzte er einen ausgeschriebenen Gerichtstag, an welchen dieselben sich in Sammt und Seide, mit Bändern und Federn geputzt, versammelt hatten. Als Karl eintrat und sie in diesem Anzuge erblickte, redete er sie in anscheinend ganz heiterer Stimmung also an: „Wie, meine Herren, ich habe Euch zu ganz ernstern Dingen hieher beschieden und Ihr erscheint geschmückt und geputzt wie zu Spiel und Tanz und anderlei edler Kurzweil! Wohlan denn, ich setze den Gerichtstag aus, heute wollen wir jagen, Eure Speere und Bogen sind herbeigeschafft und unten im Hofe stehen Pferde und Rüden bereit!“ So sprach er und schritt zur Thüre hinaus in den Hof, ihm folgte die ganze Versammlung und so ging es in raschem Trabe, der Kaiser an der Spitze in den Aachener Wald hinein. Hei wie lustig war dies Jagen! Wo das Gestrüppe am dichtesten war, da sprengte der Kaiser vor, er scheute nicht Dornstrauch noch Bräme, von wirrem Pfad zu wirrem Pfad ging es

unaufhaltsam weiter. Gar mühsam folgten die Herren vom Rathe, hier wie dort wurden ihre Kleider zerfetzt, an jedem Dornstrauch blieben Bänder, Fetzen und Flocken hängen und jeder sehnte sich nach dem Ende der Jagd oder nach einem Wamms und einem Pelzrock, wie sie der Kaiser trug. Erst spät am Abend kehrte er mit den Jagdgenossen in seinen Pallast ein, denn er hatte sie alle zur Abendmahlzeit eingeladen. Als er sie nun im hell erleuchteten Saale erblickte und ihre zerfetzte Anzüge sah, sprach er scherzend zu ihnen: „Meine Herren, Ihr scheint heute weniger gehetzt zu haben, als vielmehr gehetzt worden zu sein!“

Seit jenem Tage nahm die Kleidertracht an Karls Hofe zu seiner größten Freude merkbar ab, denn die Herren vom Rathe befürchteten eine abermalige Einladung zur Jagd.



Karl heilt die Pest.



Nachdem die Heere des Kaisers die Sarazenen in vielen blutigen Schlachten geschlagen und die wichtigsten Städte Spaniens erobert hatten, kehrten sie in die Heimath zurück, sich nach Erholung und Ruhe sehnend. Viele tapfere Krieger waren in dem ungewohnten, heißern Klima erkrankt und suchten Genesung in den Bädern zu Aachen, viele aber brachten schlimme Krankheitskeime mit, die zum Schrecken der ganzen Stadt sich bald in eine bösertige Pest entwickelten. Mit Windesschnelle verbreitete sich die Krankheit in allen rheinischen Städten und der Tod raffte täglich Tausende Menschen weg. Alle Mittel der geschicktesten Aerzte halfen nichts, Angst und Rathlosigkeit herrschten überall. Karl sah mit Wehmuth auf das Elend seiner Völker, er vernahm täglich neue Schreckenskunde von dem Umsichgreifen der verheerenden Pest und vermochte nicht zu helfen. Fast- und Bettage waren angeordnet worden, und der Kaiser flehte mit dem Volke inständig zu Gott um Abwendung dieser Geißel.

Da erschien dem Kaiser in der Nacht ein Engel und redete ihn also an: „Karl, der Herr hat dein Gebet erhört, reite hinaus ins Feld, schieße einen Pfeil in die Luft, das Kraut, welches derselbe beim Niederfallen durchbohrt, wird die Pest zur Stunde heilen!“ Karl ritt am andern Morgen zum Königsthor hinaus und that, wie ihn der Engel geheiß, den Pfeil aber, den er in die Luft schoß, durchbohrte beim Niederfallen die goldene Blume eines distelartigen Gewächses. Gleich theilte er den Aerzten die Wirkung dieser Pflanze mit und es zeigte sich, daß jeder, wer von ihrem Safte trank, sofort von der Pest geheilt war. Dem Kaiser zu Ehren nannte man die Pflanze bis auf den heutigen Tag Carlina. Im Juli und August blühen bei Aachen Tausende dieser goldenen Blumen vom Königsthor aus über das ganze Kreidegebirge. Mitten im Felde an der Stelle, wo der Pfeil

Niedergefallen war, ließ der Kaiser aus Dankbarkeit gegen Gott eine Kapelle und ein Krankenhaus bauen, welches in Zukunft alle von ansteckenden Krankheiten Befallene aufnahm. Gott segnete diese fromme Stiftung Karls sichtlich, denn die Kranken genasen dort nicht nur durch die gesunde und freie Lage sehr schnell, sondern es zeigte sich auch bald, daß das Wasser des

ungewöhnlich tiefen Brunnens, namentlich in Hautkrankheiten eine wundersame Heilkraft besaß. Dieser Brunnen, unstreitig der älteste der ganzen Gegend, besteht noch und schreibt der fromme Volksglauben dem krystallhellen, eisigen Wasser desselben heute noch diese Wirkung zu. In den Zeiten der Kreuzzüge beherbergte dies Haus die kranken Kreuzritter und erfüllte seine ursprüngliche Bestimmung bis ins 13. Jahrhundert. Wo einst das Siechhaus stand, steht jetzt ein Meierhof, an welchen sich das halbzerfallene Kapellchen traurig anlehnt und seiner Herstellung harret. Unter dem Namen Melaten kennt jeder diese interessante Oertlichkeit.



Karls Tod.



Bon den ältesten Zeiten her war es ein tief eingewurzelter Volksglaube, daß dem Tode großer und ausgezeichneten Männer Ereignisse voran gehen müßten, die sein Scheiden aus dieser Welt ankündigten. Wie sollte nun Karl, ein Kaiser, wie vor ihm an Tapferkeit und Frommsinn, an Macht und Glanz noch keiner gelebt, der das Staunen aller seiner Zeitgenossen in allen Weltheilen mit Recht erregte, in die Gruft steigen, ohne daß sich Zeichen seines Heimganges kund geben sollten? Sein treuer Freund und Geheimschreiber Eginhard gibt uns darüber die vollständigsten Nachrichten. Des Kaisers sonst kräftige Gesundheit fing in seinem 71. Lebensjahre an zu wanken und das von ihm stets mit Erfolg angewendete Mittel, das Unwohlsein auszuhungern, weil er ein Feind aller Arzneien war, wollte nicht mehr ausreichen. Die Befürchtungen um sein Leben waren im Volke und am Hofe schon lange vorhanden. In den letzten drei Jahren hatte die Sonne und der Mond sich

ungewöhnlich oft verfinstert. In der Sonne sah man sieben Tage lang einen großen, schwarzen Flecken; ein gewaltiger Blitzstrahl rieß die vergoldete Kugel vom Münster fort und schleuderte sie weit weg. Am Christi Himmelfahrtstage 813 stürzte der verdeckte Gang, welcher von seinem Pallaste ins Münster führte bis auf die Grundmauer zusammen. In demselben Jahre vernichtete eine unerklärliche Feuersbrunst die herrliche Rheinbrücke bei Mainz, deren Bau zehn Jahre der gewaltigsten Arbeit gekostet hatte. Im Pallaste selbst krachte das Gebälke und Getäfel der Zimmer bei Tag und bei Nacht. Als sicherster Vorbote von dem Tode des Kaisers galt aber folgende Erscheinung. Im Octogon des Münsters stand in der Runde über den Pfeilern eine Inschrift in lateinifcher Sprache, welche Karl als Gründer und Erbauer desselben verherrlichte und mit den Worten: „Princeps Carolus“ endete. Wenige Monate vor dem Tode fing nun aber das Wort „Princeps“ an zu erbleichen und endlich erlosch ein Buchstabe des Wortes nach dem andern bis es gänzlich verschwunden war. So weit geht die Legende.

Die Geschichte lehrt uns, daß Karl der Große, vom Erzbischof Hildebold von Köln zum Tode

vorbereitet, am 28. Januar 814 als Held starb, wie er gelebt, sanft und ruhig ergeben in Gottes heiligen Willen. Er wurde einbalsamirt und im Münster zur Gruft getragen. Hier saß er aufrecht auf einem goldenen Stuhle in seiner Königlichen Kleidung mit Krone, Zepter und Schwert und der goldenen Pilgertasche, die er stets nach Rom mitzunehmen pflegte. Unter seiner rechten Hand hielt er das Evangelienbuch, welches auf seinen Knien ruhte. So saß der Kaiser noch da, als im Jahre 1000 Otto III. das Grab öffnen ließ.



Rudolph von Habsburg.



Während der wilden Zeit des Interregnums herrschte in Deutschland nur Schrecken und Verwirrung. Die Raubritter plünderten und mordeten den ruhigen Bürger ungestraft, denn es waltete weder Recht noch Gesetz mehr im Lande, die rohe Gewalt war an ihre Stellen getreten. Da wählten die Fürsten zu Frankfurt am Main den Grafen Rudolph von Habsburg aus dem Schweizerlande zum Kaiser, damit er mit kräftiger Hand der unseligen Zeit ein Ende machen und Gesetz und Ordnung wieder herstellen möge.

Am 24. October des Jahres 1273 wurde Rudolph nebst seiner Gemahlin Anna zu Aachen mit ganz ungewöhnlicher Pracht und Herrlichkeit gekrönt. Nach den Chronikenschreibern waren bis auf drei Meilen von der Stadt am Tage vor dem Feste die Landstraßen mit Wagen, Reitern und Fußgängern so bedeckt, daß man wegen des Gedränges oft Halt machen mußte. In der Stadt selbst war kein Unterkommen mehr zu finden. Die

Festlichkeiten bei der Krönung übertrafen an Glanz und Feierlichkeit, bei weitem Alles, was man bei frühern Krönungen je erlebt hatte. Gott selbst gab auch ein Zeichen, daß ihm diese Wahl wohlgefällig sei, denn während der Krönung zeigte sich über dem Münster ein glänzendes, goldenes Kreuz in den Wolken.

Es begab sich ferner, daß nach der Krönung im Münster, als die Großen des Reiches nach alter Sitte und Herkommen dem neuen Kaiser den Eid der Treue auf das Reichszepter schwören sollten, dasselbe nicht vorhanden war. Ohne Zögern nahm daher Rudolph das Kruzifix vom Altar und sprach: „Dieses ist das Zeichen der menschlichen Erlösung, dessen ich mich wider Alle und jeden bedienen will, die mir und dem Reiche untreu sein sollten.“

Hierauf schworen alle Fürsten ihm auf das Kruzifix den Eid der Treue. Nach der kirchlichen Feier folgte dann auf dem Kaisersaale, der heute noch in seiner ursprünglichen Größe besteht, und bald auch in seiner alten Pracht hergestellt sein wird, das Festmahl, wobei die sieben Kurfürsten den Kaiser bedienten. Während des Mahles äußerte Rudolph seine volle Zufriedenheit über

alle getroffene Anordnungen, sowie über den Glanz und die Pracht des Mahles, allein er wollte es nicht verschweigen, daß er bei aller Herrlichkeit doch etwas vermisse, was er selbst als Graf bei großen Festen nicht entbehrt habe, einen Sänger nämlich, der mit Harfenklang und schönem Gesange, das Mahl erst recht würze. Sieh! da trat in langem, faltigem Talare ein Sänger in den Saal, er nährte sich ehrerbietigst dem Kaiser und sang dann von süßen Tönen der Harfe begleitet, folgendes Lied:

„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Järgerschoß,
Und als er auf seinem staatlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
Vorankam der Meßner geschritten.“

„Und der Graf zur Erbe sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.“

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach des Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
 Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt
 Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
 Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grasen sein Roß zurück,
 Bescheiden am Zügel geführet.“

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn
 Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
 Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinn,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst,
 Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
 Und Seele und Athem und Leben.“

„So mög' euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“

Während dieses Gesanges saß der Kaiser da ernst und nachdenkend wie in Träumen verloren, nachdem er aber dem Sänger fest ins Auge gesehen hatte, rollten ihm Thränen über die Wangen und er verhüllte mit seinem Purpur-Mantel das Antlitz. Der Sänger, der vor ihm stand, war der Priester, dem er einst sein Roß geliehen, und der mit dankbarem Herzen und hoher Verehrung für den Kaiser aus der Schweiz gen Aachen gezogen war, um Zeuge zu sein, wie Gott den Demüthigen erhebet und mit Ehre und Ruhm lohnt.



Die Tempelherren.



Der Templer-Orden, welcher 1128 zu Jerusalem von dem frommen Helden Hugo von Pajens gestiftet wurde, verbreitete sich bald über ganz Europa. Der schöne und erhabene Zweck des Ordens war, die Pilger und Wallfahrer nach dem heiligen Grabe unseres Heilandes gegen die Heiden und Türken mit gewaffneter Hand zu schirmen und zu schützen. Die Ritter dieses Ordens kamen auch nach Aachen und bauten hier ein prachtvolles Kloster nebst Kirche in dem damals noch wenig bebauten westlichen Theile der Stadt, welcher zum ewigen Andenken bis heute noch der Templergraben genannt wird. Der daran stoßende Templerabend bildet jetzt den geräumigen Platz vor der Aachen-Düsseldorfer und Aachen-Mastrichter Eisenbahn-Station. In diesem Templerabend war es, wo sich die Bauten des Ordens erhoben. Das traurige Ende des ganzen Ordens im Monat März des Jahres 1314 ist jedem aus der Geschichte bekannt. An demselben Tage, an welchem in Paris die Häupter des Ordens den Flammentod erlitten, versanken hier um Mitternacht, als die Ordensritter in der Kirche

versammelt waren, Klostergebäude und Kirche mit gewaltigem Getöse in den Schoos der Erde. Am andern Morgen war Alles verschwunden, die Bürger fanden die öde Fläche und bemerkten nur, daß an der Stelle, wo die Kirche gestanden hatte, ein silberheller Quell süßen Wassers der Erde entquoll. Wer hier an den Vorabenden hoher Kirchenfeste und so ganz besonders am Christabende um Mitternacht lauschte, der hörte deutlich Glockengeläute und Orgeltöne aus der Quelle emporhallen. Erst in jüngster Zeit ist dieselbe beim Baue der Eisenbahn leider verschüttet worden. Seit dem Tage des Versinkens des Klosters und der Kirche, sieht man aber auch allnächtlich um die zwölfte Stunde drei Tempelritter als Geister auf- und niederschreiten. Daß es wirklich solche Ritter sind, zeigt ihre Kleidung, ein weißer Mantel mit dem rothen Kreuze, dem Zeichen der Liebe und des Todes, umwallt ihre Schultern, ein breites Schwert umgürtet ihre Lenden, auf ihrer Brust aber blutet eine tiefe Wunde. Mit der Morgendämmerung verschwinden die hehren Gestalten der bleichen Ritter.



Der Schmid und der Graf Wilhelm von Jülich.



Der tapfere Graf Wilhelm von Jülich lebte mit der Stadt Aachen in fortwährender Fehde. Sein Groll gegen dieselbe wuchs mit jedem Jahre, sie war aber stark befestigt und ihre Bürger wehrhaft und tapfer. Da er einsah, daß er seinen Plan, Herr der Stadt zu werden, mit Gewalt nicht durchsetzen konnte, so griff er zur List und schmiedete Ränke. Er wollte die Stadt mit einem Handstreich nehmen.

Um dies auszuführen rüstete er sich mit seinen Vasallen und Freunden ganz im Geheimen und suchte in Aachen selbst Verräther, welche ihm nicht nur die Thore der Stadt öffnen, sondern auch mit einer Schaar handfester Verschwornen zu Hilfe eilen sollten. Es war im Jahre 1278 am 16. März Abends um 9 Uhr, als Graf Wilhelm mit 468 schwer bewaffneten Rittern und Edelleuten durch das Kölnthor in die Stadt ritt, denn die Verräther

hatten es so einzurichten gewußt, daß sie an diesem verabredeten Tage dort den Wachdienst versahen.

An der Spitze seiner Reiterschaar war der Graf, von drei Söhnen umgeben, bereits auf den Markt angelangt ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben. Jetzt erscholl das gegebene Losungswort: „Julia, Julia, nostra domina!“ Allein es stellten sich keine Verräther zur Hilfe ein, wohl aber griffen die Bürger, aufgeschreckt durch den Lärm, zu den Waffen und eilten zum Kampfe. Die Sturmglocken ertönten, und in wenigen Minuten wüthete der erbitterste Kampf auf dem Markte. Die angrenzenden Straßen waren bald abgesperrt, um dem Feinde die Flucht unmöglich zu machen. Greise, Frauen und Kinder warfen Balken und Steine aus den Fenstern und von den Dächern und zerschmetterten manchen Ritter. Es sanken aber auch viele tapfere Bürger von den gewaltigen Schwertern der Ritter zu Tode getroffen dahin. Mit jedem Augenblick stieg der Lärm und der Muth der Bürger, es strömten immer neue Schaaren hinzu, während bei den Rittern die Verwirrung und Muthlosigkeit immer größer und ihr Häuflein immer schwächer wurde. Die Nacht vermehrte das Schauerige des Kampfes. Bald

erkannte Graf Wilhelm, daß er mit seinen Söhnen, die, wie junge Löwen, an des Vaters Seite

fochten, dem sichern Tode verfallen sei, wenn er länger Stand halte, er lenkte daher mit ihnen und dem kleinen Reste seiner Krieger zur Jakobstraße hin, weil er bemerkt hatte, daß hier der Weg noch offen war. Schon hatten sie sich durch die dichten Haufen der Bürger bis zu dem Weißfrauen-Kloster Bahn gebrochen, da trat ein rüstiger Grobschmid mit einer großen Eisenstange aus seiner Werkstätte und schlug mit gewaltiger Wucht zuerst den Grafen Wilhelm und dann seine drei Söhne todt von den Pferden herunter. Unterdessen waren auch die noch übrigen Begleiter des Grafen zu Boden gestreckt worden, so daß von den 468 Rittern auch nicht Einer verschont worden war, der die Trauerkunde der Gräfin Rycharda bringen konnte, welche in Jülich mit beklommenem Herzen der Nachricht von dem Ausgange des Gefechtes harrete.

Im Jahre 1280 wurde auf dem Schlosse Schönau bei Aachen mit der Wittve des Grafen Friede geschlossen. Die Stadt mußte ihr und ihren beiden Söhnen ein bedeutendes Sühngeld zahlen und zugleich für die Seelenruhe der Erschlagenen vier

Sühn-Altäre errichten. An der Stelle, wo Graf Wilhelm mit seinen Söhnen den Tod fand, wurde ein steinernes Monument erbaut, dessen Trümmer die neuere Zeit erst weggeräumt hat.



Das Marien-Bildchen.



Sben in der Roßstraße steht ein niedliches Kapellchen, welches seine Entstehung bis in die ältesten Zeiten der Stadt hinauf datirt. In demselben befindet sich ein wunderthätiges Bild der Gottesmutter und wurde das Kirchlein daher von urdenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag Marien-Bildchen genannt. Als im Jahre des Heils 1656, am 2. Mai, die ganze Stadt Aachen durch eine furchtbare Feuersbrunst in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, blieb dieses Kapellchen ringsum von brennenden und zusammenstürzenden Häusern umgeben, mitten in den Flammen unversehrt stehen. Schon vor dieser, besonders aber seit jener Zeit sah man bei Erdbeben, bei herrschenden Seuchen, bei Kinder-Krankheiten und andern Kalamitäten, welche die Stadt heimsuchten, dies Kirchlein mit Gläubigen erfüllt und von Schaaren derselben umlagert, welche zu Maria flehen, daß sie durch ihre Fürbitte bei Gott, die Leiden abwenden möge. So sahen wir

es noch beim ersten Ausbruch der Cholera in Aachen im Jahre 1832.

Besonders aber in Kinder-Krankheiten nehmen Eltern und Geschwister ihre Zuflucht zu Marien-Bildchen. Wenn der Arzt nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß und den Eltern die drohende Gefahr, worin das Kind schwebt, nicht länger verbergen kann, dann suchen sie überirdische Hilfe. Sie schicken drei Kinder der Nachbarschaft zwischen sieben und neun Jahr alt, jedes mit einer Kerze versehen nach Marien-Bildchen. Vom Hause aus, wo das kranke Kindchen liegt, ziehen die kleinen Pilger unter fortwährendem Gebete nach dem Kapellchen. Hier angelangt zünden sie die Kerzchen an, stellen sie auf einen Leuchter hin, knien dort nieder und beten noch eine Weile für die Genesung des kranken Kindchens. Die Kinder schauen dabei mit gespannter Aufmerksamkeit und mit beklommenen Herzen auf den Schein ihrer Kerzchen, denn es herrscht dabei der kindlich fromme Glauben, daß das Schwesterchen oder Brüderchen genesen werde, wenn die Kerzchen mit hellem Schein brennen, daß sie hingegen sterben werden, wenn die Flämmchen matt und trübe sind. Betend, wie sie zum Kapellchen hinzogen, kehren die Kinder von dort nach Hause zurück, wo man

ihrer sehnsüchtig harret. Hier verkünden sie nun voll Zuversicht und freudigen Herzens, daß das kranke Kindlein genesen wird, denn die Kerzlein brannten hell und klar, oder sie theilen weinend und schluchzend ihre Befürchtungen mit, denn ach! die Kerzlein brannten matt und trübe.



Die Hinzenmännchen.



Wer in Deutschland und namentlich am Rheine sollte wohl noch nicht von den Hinzenmännchen gehört haben, von jenen kleinen zwergartigen Kobolden, die sich in Städten und Dörfern aufhielten und sich bald neckisch und boshaft, bald hilfreich und gutmüthig gegen ihre Bewohner benahmen? Aachen hatte das Glück, sie fast nur in ihren guten Eigenschaften kennen zu lernen und mit ihnen im besten Frieden zu leben. Nur an ihren Verächtern und an denjenigen, welche ihnen kleine Dienstleistungen verweigerten, nahmen sie Rache und ließen solche ihre Macht fühlen.

Sie hausten hier in dem Thurme zwischen Köln- und Sandkalthor, der daher der Hinzenturm genannt wurde. Derselbe war außerordentlich tief und eine Menge Kreuz- und Quergänge führten von hier aus unter die Stadt und weit ins Land hinein. Bei Tage schliefen sie und nur bei der Nacht trieben sie ihren Spuck,

hielten Versammlungen, kochten und brien, zechten und sangen und tranken köstlichen Wein aus goldenen Bechern. Sobald der Morgen graute, erloschen plötzlich die Tausende von Lichtern, welche alle Räume tageshell erleuchtet hatten und es herrschte dort Finsterniß und Schweigen. Das Schlußlied bei ihren Gelagen klang also:

Laßt die Becher kreisen,
Kling, Klang, Kling!
Laßt die Stund uns preisen,
Ting, Tang, Ting!
Was des Tages Scheinen
Trennt, Klang, Kling,
Muß die Nacht vereinen,
Trinkt, Tang, Ting!

Dies Alles hatte ein kühner Geselle, welcher sich eine Nacht im Hinzenthurm hatte einschließen lassen, gesehen und gehört. Nachdem er dies und noch viel mehr einem Freunde erzählt hatte, straft die Hinzenmännchen ihn mit plötzlichem Irrsinn, er stürzte dies Lied singend in den Aachener Wald hinein und man hat ihn nie wieder aufgefunden.

Außer ihren goldenen Bechern hatten die Männlein kein anderes Hausgeschirr, noch

Geräthe zu eigen. Sie liehen dies daher, namentlich an den Vorabenden der Quatembertage, an welchen sie große Festgelage zu halten pflegten, bei den Bürgern. Sie kündigten dies am Abende vorher an, indem sie mit dem Geräthe, was sie zu leihen wünschten, ein ganz eigenthümliches Geklirre und Geräusch machten. Die Mägde scheuerten dann die verlangten Töpfe, Tiegel und Kessel von Kupfer, Zinn oder Thon recht blank und stellten sie Abends gegen zehn Uhr an die Hausthüre, dort holten die Hinzenmännchen sie ab und brachten sie in der Nacht nach ihrem Feste noch blanker gescheuert zurück. Auch belohnten sie die Mägde, deren Kessel und Topfe am saubersten verputzt waren, dadurch, daß sie ihnen zuweilen das ganze Küchengeräth sammt Tischen und Stühlen in einer Nacht silberblank scheuerten. Wo aber die Mägde ihnen unreine Geräthe hinsetzten, da rächten sie sich durch nächtliches Gepolter im ganzen Hause und durch Verunreinigung der Küchengeräthe, der Treppen und Hofräume.

Wenn sie in die Stadt zogen, nahmen sie immer denselben Weg und zwar von ihrem Thurme aus durch die schmale Gasse, welche in die Kölnstraße führt und bis auf den heutigen Tag noch die Hinzengasse heißt. Vor dem großen Haufe, der

Wildenmann genannt, dem jetzigen Gasthofe zur Kaiserkrone, machten sie dann Halt und vertheilten sich in die verschiedenen Viertel der Stadt.

Einst geschah es, daß im Wildenmann zwei Kriegsleute im Quartier lagen. Dieselben hörten von den Mägden, daß die Hinzenmännchen am Abend Geräte holen würden, sie lachten und spotteten darüber und meinten, sie wollten die Männlein schon empfangen und ihnen statt der blanken Kessel ihre blanken Schwerter an die Thüre stellen. Dies thaten die ungläubigen Gesellen wirklich und setzten sich sogar gegen zehn Uhr an einen Tisch vor der Thüre und zechten. Gar bald geriethen sie aber in Streit, denn der eine fragte den andern, warum er ihn am Zopfe ziehe, in die Beine zwicke, endlich sogar Nasenstüber gäbe, auch gossen sie ihr Bier nicht mehr in, sondern neben die Becher. Weil sie nicht wußten, daß die Hinzenmännchen all diesen Spuck anrichteten und sie beide zugleich von denselben gezwickt und genasenstübert wurden, so geriethen sie in offenen Kampf und mit dem Rufe Hinzlein! Hinzlein! griffen sie zu den Schwertern, eilten auf den Wall, fingen an zu fechten und in wenigen Minuten fielen beide, indem sie sich wechselseitig durchbohrten,

am Hinzenthurm todt zu Boden. Auch hier hatten, wie jeder leicht einsieht, die Hinzenmännchen die Schwerter geführt und sich so an ihren Spöttern gerächt.

Die kleinen Kerlchen hatten aber, wie schon bemerkt, auch etwas Gutmüthiges und Hilfreiches in ihrem Wesen. Sie halfen nicht nur den fleißigen Mägden beim Scheuern und Schrubben, sondern sie unterstützten auch viele Handwerker, wenn sie oft trotz Fleiß und Sparsamkeit nicht so recht auf einen grünen Zweig kommen konnten. Schneider und Schuster, denen sie halfen, hatten nichts weiter zu thuen, als Kleider und Schuhe vorzuschneiden und Abends in die Werkstatt zu legen, dann fanden sie am Morgen die fertige Arbeit und zwar Alles sauber, schön und fest genäht. So hobelten und leimten sie bei den Schreibern, hämmerten und feilten beim Schlosser die feinsten Arbeiten, die man sehen konnte. Sie arbeiteten oft Jahre lang bei einem und demselben Meister, wenn seine Werkstatt sauber war, denn Unreinlichkeit verscheuchte sie. Auch entzogen sie den Handwerkern ihre Beihilfe, wenn dieselben, so bald es ihnen gut ging, üppig wurden und sich dem Luxus ergaben und thörichte Ausgaben machten. In unseren Tagen würden die Hinzenmännchen

daher bei sehr vielen Handwerkern nicht lange aushalten, weil sie über ihre Verhältnisse hinaus üppig und hochmüthig sind, selbst wenn es ihnen schlecht geht.

Von den vielen Beispielen, wie hilfreich sich die Hinzlein manchem Aachener Bürger erwiesen haben, will ich nur eines erzählen, was sich bei einem Bäcker zugetragen hat. Derselbe war mit sammt seiner ,Fran recht fleißig und strebsam, allein ihr Gebäck wollte nie so recht gerathen, bald war es zu hart ausgebacken, bald war es nicht gehörig durchgebacken, die Kunden verliefen sich daher und die Waare blieb unverkauft liegen. Unter solchen Umständen wäre unser Bäcker nun bald zu Grunde gegangen und verarmt, da nahm sich aber ein Hinzenmännchen seiner an und half ihm backen. Eines Morgens, als er in das Backhaus trat, da sah er mit Erstaunen alles Gebäck fix und fertig, Schwarzbrod und Weißbrod, Wecken, Schermulen und Krennie und zwar Alles so schön gebacken, wie er es noch nie gesehen hatte. Da merkte nun der Bäcker gleich, daß hier die Hinzenmännchen im Spiele seien, denn so fand er nun fort und fort jeden Morgen die Arbeit gethan und er und seine Frau hatten sich um nichts weiter zu bekümmern, als daß sie Abends im Backhaus

Alles zurecht setzten und Morgens das schöne Gebäck auskramten und verkauften. Die Güte der Waaren zog dem Bäcker gar bald eine große Kundschaft zu und er hätte jeden Tag noch mehr Brod verkaufen können, wenn dessen mehr vorhanden gewesen wäre. Daß der Bäcker unter solchen Umständen in kurzer Zeit ein vermögender Mann wurde, versteht sich von selbst. Mit den wachsenden Vermögensverhältnissen trat aber auch die Ueppigkeit ins Haus und die Kleiderpracht der Bäckersfrau fing an dem Hinzenmännchen zu mißfallen. Doch er setzte das Backen mit gewohntem Fleiße fort und wartete auf eine Gelegenheit, wobei er den Leuten den Grund seiner Arbeitseinstellung andeuten könne und diese fand sich bald.

Eines Tages sprach die Frau zu ihrem Manne: „Was meinst Du, wenn wir dem kleinen Hinz, der uns reich gemacht hat, eine Freude machten? Er ist so nackt und blos, ich dünkte, wenn wir ihm einen hübschen Anzug machen ließen, es muß uns dabei auf eine Handvoll Thaler nicht ankommen.“ Der Bäcker war damit einverstanden und in der nächsten Nacht belauschten sie das Hinzenmännchen, wie dies schon oft geschehen war, um noch einmal seine Größe genau zu merken

und sie dem Schuster und Schneider zur Anfertigung des Anzuges angeben zu können. Sie fanden, daß er genau 2 $\frac{1}{2}$ Fuß und 2 Zoll groß war.

Der Auzug wurde bestellt und zwar: ein Paar Stiefelchen von rothem Korduan mit goldenen Borden und goldenen Quästchen, Höschen und Wämmschen vom feinsten, scharlachrothen Tuche nebst einem Käppchen von karminrothem Sammt mit goldenem Saum und goldner Quaste. Als nun Alles fertig war, legten die Bäckerleute es Abends auf einen Mehlsack in der Hausflur, um von der Treppe aus zu sehen, wie der kleine Hinz sich freuen würde. Zur gewöhnlichen Stunde stellte sich Hinzenmännchen ein und nachdem er die Kleider durchmustert, zog er dieselben an und Alles saß ihm wie angegossen. Er setzte sich dann auf den Mehlsack, klappte mit den Stiefelchen wider einander, rückte sich das Käppchen aufs Ohr und kreuzte die Arme über einander. Des freuten sich der Bäcker und seine Frau gar sehr, allein sie geriethen bald in Unruhe, denn es schien ihnen, als wenn das Männlein sich heute zum Backen nicht anschicken wolle. Da faßte endlich der Bäcker ein Herz und rief ihm zu: „Wie Hinzchen, arbeitest Du heute nicht?“ Lachend sprang der Kleine vom Sack und sagte:

**Ich nun ein Herrlein bin,
Ich nicht mehr wirken will!**

**und verschwunden war er und kam nicht mehr
wieder.**



Die buckligen Musikanten.



Gs lebte hier einmal ein buckliger Musikant, welcher auf den benachbarten Dörfern bei Hochzeiten und bei Kirmessen zum Tanze aufspielte. Eines Tages kehrte er sehr spät am Abend von Eilendorf nach Aachen zurück. Als er eben am Münster vorbei ging, da schlug die Thurmglöcke in langsamen und dumpfen Schlägen zwölf Uhr. Bei dem letzten Schläge kam es ihm vor, als höre er Eulengekrächz und das Schwirren von ungewöhnlich großen Fledermäusen in der Luft, am Boden bemerkte er eine Menge schwarzer Katzen, welche ihn mit feurigen Augen anglotzten. Jetzt erst erinnerte er sich mit Schrecken, daß heute grade eine Quatembernacht war. Allein, was wollte er thun, mit beschleunigten Schritten eilte er der Schmiedstraße zu und war eben bis ans Grashaus gekommen, als er wie versteinert stehen blieb.

Er sah plötzlich das ganze Pervisch, den jetzigen Fischmarkt, mit schön gedeckten Tafeln

besetzt, worauf in silbernen und goldenen Gefäßen die köstlichsten Speisen dufteten. Der Wein blinkte in kristallinen Krügen und tausende Kerzen erhellten das Ganze. An allen Tischen saßen herrlich geputzte Damen und freuten sich des Mahles und unter ihnen waren gar viele aus der Stadt, welche der Spielmann wohl kannte, deren Namen aber nie bekannt wurden, weil er sie seiner Frau nicht nannte, trotz ihres Bittens und Drohens. Vor Entsetzen über alle diese Hexen kauerte sich der Musikant in einer Ecke nieder und hoffte so unbemerkt zu bleiben.

In diesem Augenblicke faßte ihn aber schon eine der Damen beim Arm und redete ihn also an: „nur nicht so furchtsam, guter Spielmann, tritt näher und spiele uns zum Tanze auf, wir werden Dir dafür dankbar sein und Dich reichlich belohnen!“ Indem sie so sprach, reichte sie demselben einen Pokal des kostbarsten Weines. Mit schlotterendem Gebein und klappernden Zähnen verneigte sich der Spielmann und trank den Pokal in voller Verwirrung in einem Zuge aus und hierauf schien plötzlich alle Furcht von ihm gewichen.

Unterdessen waren alle Tische bei Seite geschoben und der Boden des ganzen Pervisches war spiegelglatt, die Damen standen zu zwei und zwei gepaart zum Tanzen bereit, da ergriff der Musikant die Geige und fiedelte drauf los nach besten Kräften. Hei wie lustig ging das nun her! die Damen wirbelten im Kreise immer lustiger, immer schneller und toller, der Fiedler mußte stets rascheres Tempo nehmen und was ihm sonst schwer war, schien ihm jetzt leicht und er meinte selbst, so rein, so voll und so kräftig wie heute habe er nie gespielt. Dabei kam es ihm vor, als höre er in der Luft ein vollständiges Orchester, was in seine Melodien und Harmonien einstimme und ihn nur als Vorgeiger betrachte. Selbst wenn er glaubte in Dissonanzen gerathen zu sein, deren Auflösung ihm unmöglich schien, entwickelten sich dieselben auf eine wunderbare Weise.

Endlich schlug es drei Viertel vor ein Uhr, die Dame, welche ihn zum spielen aufgefordert hatte, winkte ihm jetzt aufzuhören und plötzlich standen alle Paare still. Sogleich waren Tische und Stühle in die frühere Ordnung gebracht und die Damen ließen sich auf ihre Sitze nieder und erquickten sich am Weine. Der Fiedler stand ganz verlegen da und wußte nicht, ob er bleiben oder weggehen

sollte, da trat dieselbe Dame zu ihm und sprach: „Du hast uns eine angenehme Stunde bereitet, empfangen nun auch Deinen Lohn!“

Indem sie diese Worte redete, hatte sie ihm das Wamms ausgezogen und nahm ihm dann schmerzlos den Höcker weg. Ehe sich unser Spielmann von seinem Staunen erholen konnte, schlug Ein Uhr und mit dem Schläge war Alles verschwunden, so daß er Anfangs glaubte, er habe nur geträumt.

Allein es war Wirklichkeit. Er tappte vorn und hinten und nach allen Seiten nach dem Höcker, denn er glaubte noch immer, derselbe habe sich durch das kräftige und angestrengte Spielen nur versetzt, doch nein, fort war er für immer und der Spielmann stand da schlank und wohlgebaut, und fast um einen halben Fuß größer, als er vordem war, denn der Hals war zwischen den Schultern hervorgetreten und das Rückgrat hatte sich um einen Wirbel verlängert. Er eilte nach Hause zu seiner Frau, welche ihn im ersten Augenblicke nicht wieder erkannte und mit Entsetzen und Verwunderung das seltsame Erlebnis ihres Mannes vernahm. Es folgte aber noch eine neue Ueberraschung, denn als sie ihrem Manne das

Wamms ausziehen half, fand sie, daß dasselbe ganz außerordentlich schwer war, und es ergab sich bei näherer Untersuchung der Taschen, daß dieselben mit blanken Gold- und Silbermünzen gefüllt waren. Dadurch war nun das Glück der armen Spielmannsfamilie begründet.

Eine so auffallende Metamorphose, wie sie sich bei hellem Tage erst recht zeigte, erregte, wie natürlich, bei Allen, welche den Spielmann früher in seiner Verkrüplung gekannt hatten, das größte Aufsehen. Im Wirthshause, auf Markt und Gassen mußte er oft das ganze Erlebniß erzählen und dies that er denn auch unverdrossen und mit sichtbarem Wohlbehagen und Alle hörten gern zu und freuten sich seines Glückes.

Nur Einer von seinen vielen Bekannten war ihm deßhalb neidisch und schelsüchtig. Es war ein Fachgenosse, ein Fiedler, wie er, der sich von ihm nur dadurch unterschied, daß er den Buckel vorn trug, während der andere ihn ehemals hinten hatte. Sein Neid wuchs mit jedem Tage und wurde noch besonders dadurch bei ihm genährt, daß er glaubte auf der Geige ein viel bedeutenderer Künstler zu sein, als der glückliche Buckelbefreite. Er harrte daher mit Sehnsucht auf die nächste

Quatembernacht und erwartete für sein besseres Spiel auch eine größere Belohnung. Mit jedem Tage wurde ihm der Buckel drückender und schwerer, er wußte nicht, daß der Neid auch alle körperliche Gebrechen ausdehnt und vergrößert. Endlich war die Quatembernacht gekommen und mit dem Glockenschlage zwölf stand er mit seiner Fiedel in der Hand am Pervisch und sah nun mit seinen eigenen Augen genau dasselbe Schauspiel, wie sein Fachgenosse es ihm geschildert hatte.

Als bald forderte eine der Damen ihn zum Spielen auf und er begann die schönsten Weisen, welche er wochenlang eingeübt hatte. Die lustigsten Melodien schlugen ihm aber in Klage- und Trauertöne um und nur langsam und trübselig bewegten sich die Tänzerinnen vom Flecken. Ein gellendes Gelächter, Zischen und Pfeifen erschallte in der Luft, allein der Spielmann hörte es nicht, er bemerkte in seinem Dünkel auch nicht, daß er immer falschere Accorde griff, und fiedelte daher wacker drauf los, bis der Bogen ihm vor Müdigkeit aus den Händen fiel. Da hörte der Tanz auf und keck und dreist näherte sich der Spielmann der Dame, welche am Tische den Vorsitz führte, und erkannte mit großer Verwunderung darin die Frau Bürgermeisterin. „Ei, ei, gestrenge Frau,“ redete er

sie voll Uebermuth an, „was würde wohl der hochweise Herr Gemahl sagen, wenn er wüßte, daß auch sie zu den Besenstiel-Reiterinnen gehörten? doch haben sie jetzt nur die Gewogenheit, mir den Lohn für mein Spiel zu geben, der, wie ich hoffe und erwarten darf, für mich etwas reichlicher ausfallen dürfte, als für den Stümper, welcher den Damen neulich aufgespielt hat.“

Er hatte sich inzwischen Wamms und Hemd ausgezogen und stand, weil es eine kalte Herbstnacht war, schlotternd und zitternd da. Ohne ein Wort zu sagen, hob die Dame den Deckel von einer silbernen Schüssel, nahm den darin aufbewahrten Höcker seines Gesellen hervor und fügte ihm denselben schmerzlos in den Rücken. Da tönte es Ein Uhr vom Münster her und Alles war im Nu verschwunden. Unser Neidhart stand noch allein da und war nun mit einem doppelten Bollwerk versehen und mußte dann, schwerer beladen, als er gekommen war, nach Hause gehen.

Noch viele Jahre zog er so durch die Straßen der Stadt als ein Warnzeichen für Alle, daß Neid und Dünkel die beschämendsten Strafen verdienen.



Die Mobesin.



Sie Mobesin, das war eine schlimme und böse Hexe!

Bei Tag hat sie die Leut' gequält,
Bei Nacht nur Teufels Geld gezählt.

Sie wohnte vor vielen hundert Jahren in einem großen Hause an der Ecke des Seil- und Hirschgrabens und war in der ganzen Stadt unter dem Namen der Gräfin Mobesin bekannt. Wie und woher sie in die Stadt gekommen war, das wußte kein Mensch. Sie hielt Wagen und Pferde, denn sie war sehr reich, allein sie hatte mit Niemanden Umgang, fuhr auch nie bei Tage aus und war noch niemals in der Kirche gesehen worden, selbst nicht an Sonn- und Festtagen. Kein Armer erhielt bei ihr ein Almosen, Thüre und Fenster waren stets verschlossen. So still es aber im Hause bei Tage war, so geräuschvoll und lärmend ging es dort oft in der Nacht her. Die Säle waren dann hell erleuchtet und obgleich man weder zu Wagen, noch zu Fuße Leute dahin kommen sah, so schien doch große Gesellschaft dort zu sein.

Ein Nachtwächter, dem das Treiben bei der Mobesin schon lange verdächtig vorgekommen war, entschloß sich, als er spät am Abend wieder Lärm und Gepolter im Hause hörte, einmal zu lauschen und da kam es ihm denn vor, als wenn er im Saale eine Menge alter und junger Katzen mit feurigen Augen um einen Tisch sitzen und allerlei gräßliche Gebärden machen sähe. Auf dem Tische lag aber lauter blankes Gold, worin sie mit den Klauen herumarbeiteten, als wenn sie es zählten. Was den Nachtwächter aber am meisten in Verwunderung setzte, war der Umstand, daß die große schwarze Katze der Mobesin, die er oft um das Haus hatte schleichen sehen, den Ehrensitz einzunehmen und sich besonders thätig zu beweisen schien. Der Nachtwächter hatte nun die Überzeugung gewonnen, daß hier der Teufel mit im Spiele sei und ging in Zukunft an dem Hause nicht mehr vorüber ohne sich zu kreuzigen und im Stillen zu sagen: „alle gute Geister loben Gott!“ Er sagte aber von Allem, was er gesehen und gehört hatte, vorläufig Niemanden etwas.

Die schwarze Katze der Mobesin war aber ein ganz eigenthümliches Vieh und wurde allen Leuten, welche im Hause etwas zu arbeiten hatten, gar lästig. Wenn der Kutscher einen Schlosser,

Schreiner oder Dachdecker zur Arbeit ins Haus bestellt hatte, so schlich dieselbe, während diese ihre Arbeit thaten, stets um sie herum, als wollte sie ihre Thätigkeit überwachen. Dem Schlosser, der während er neue oder alte Schlösser anschlug, gern ein Gläschen Brantwein trank, dem stieß sie das Glas um, dem Schreiner den Leimtopf, wenn er sich nicht spudete.

Den Dachdecker ärgerte sie aber am meisten, kaum saß er auf dem Dache, so kroch sie zum Dachfenster hinaus, und wenn er sich dann nach der Gewohnheit der Dachdecker etwas verschnaufen und die Gegend von der Höhe aus einmal ganz gemüthlich ansehen wollte, oder wenn er Zunder und Stahl nahm, um sich in Ruhe ein Pfeifchen anzubrennen, so war die verdammte Katze da und rückte ihm so nahe auf den Leib, daß er beim Feuerschlagen gehindert war, und das fand er mit Recht schon sehr verdrießlich. Eines Tages nun aber, als er eben den Schwamm auf die gestopfte Pfeife legen wollte, da stieß sie ihn so an den Arm, daß Schwamm und Pfeife ihm aus der Hand fielen. Darob erzürnt ergriff er den Hammer, schlug nach der Katze und traf sie auch so gut, daß er ihr von der rechten Vorderpfote drei Zehen abschlug und das Blut hervorquoll. Mit

fürchterlichem Geheul floh das verwundete Vieh zum Dachfenster hinein und gleich darauf hörte mau unten im Hause Schreien, Lärmen und Getümmel. Der Kutscher schrie: die Frau Gräfin ist verwundet, die Frau Gräfin ist verwundet, Mörder im Haus, Mörder im Haus! Eiligst wurde zum Arzte geschickt, damit er die Wunde verbände. Derselbe fand zum größten Schrecken, daß der Frau Gräsin an der rechten Hand drei Finger fehlten, welche mit einem stumpfen Instrumente abgehauen zu sein schienen. Da die Mobesin nicht angeben konnte oder vielmehr nicht angeben wollte, wie, wo und durch wen sie so verstümmelt worden sei, so folgte man der Blutspur, welche bis zum Dachfenster hinausführte. Welcher Schrecken ergriff aber Alle, als man in der Dachrinne die drei abgehauenen Finger der Mobesin fand und der Dachdecker erzählte, was ihm mit der schwarzen Katze begegnet sei. Jetzt erst theilte auch der Nachtwächter mit, was er vor langer Zeit in der Nacht durch die Fensterritze gesehen hatte und es war nun klar und offenbar, daß die Mobesin eine Hexe sei, welche sich zu jeder Zeit, wann sie wollte, in eine schwarze Katze verwandeln konnte. Sie war dessen denn auch vor den Gerichten geständig. Wo sie aber alle ihre Schätze im Hause versteckt habe,

das hat sie nicht bekennen wollen. Alle Nachgrabungen in dem Hause nach denselben sind bis jetzt fruchtlos gewesen. Die Mobesin wurde in bester Form von den Richtern als Hexe zum Feuertod verurtheilt und auf dem Markte zu Aachen verbrannt.



Das Baakauf



Das schrecklichste Ungethüm, welches aus dem Innersten der Erde, wo die heißen Wasser Aachens gekocht werden, vor undenklichen Zeiten mit letztern zu Tage kam, ist gewiß das Baakauf. Es hatte, wie weit und breit bekannt, seinen Aufenthaltsort im Kolbert, dem großen Abflußkaval der heißen Quellen, dort wo der Büchel und der Holzgraben die Ecke bilden. Nach der Beschreibung Aller, die das Ungeheuer gesehen haben und es daher genau wissen können, hatte es im Ganzen die Gestalt eines ungewöhnlich großen Kalbes, war aber dabei ganz zottig. Der Kopf war breit und dick, das sich weit öffnende Maul zeigte große, scharfe Zähne, die Augen waren klotzig und leuchteten im Dunkeln wie Feuerkugeln. Die Klauen glichen fast Bärenatzen mit scharfen Nägeln, der Schweif aber war mit Schuppen besetzt und schleppte lang über die Erde nach. An Hals und Beinen hatte es Ketten, die gar gewaltig rasselten, wenn es in stiller Nacht über die Straße lief.

Bei Tage hatte man von demselben nichts zu fürchten, dann saß es tief unten im Kolbert, wo die ärmere Volksklasse ohne alle Furcht ihre Wäsche reinigte, denn wenn man auch zuweilen einiges Kettengerassel in der Tiefe hörte, so wußte man doch, daß es nicht nach oben komme. Bei einbrechender Nacht war es aber am Kolbert schon gefährlich, obgleich das Baakauf sein Unwesen erst in den späten Abendstunden und besonders nach Mitternacht begann. Angst und Schrecken wären aber noch größer gewesen, als sie wirklich waren, wenn man nicht im Laufe der Zeit in Erfahrung gebracht hätte: erstens daß der Unholt keine Gewalt über das Leben der Menschen hatte, denn nie ist Jemand von ihm umgebracht worden, zweitens, daß es Frauen und Mädchen, sowie auch Kindern nicht zu nahe kam. Sein Hauptaugenmerk hatte es auf Vollsäufer und alte und junge Nachtsschwärmer gerichtet und denen gönnte mancher Bürger die Angst und den Schrecken, welche sie vom Baakauf zu erdulden hatten. Doch es faßte oft auch ganz unschuldige Menschen. Sein Unwesen bestand besonders darin, daß es sich über die Vorübergehenden herwarf und sich von denselben bis zu ihrer Wohnung tragen ließ. Dasselbe abzuschütteln, oder sich von ihm los zu winden, war unmöglich, dafür umklammerte es seinen Mann zu sehr und hielt ihn

um so fester, je mehr er sich sträubte, es weiter zu tragen. Fluchte derjenige, der das Baakauf tragen mußte, so machte es sich leichter, betete er, so wurde die Last schwerer. Daraus sah man, daß es ein Teufelsvieh war, dem das Fluchen angenehm, das Beten aber widerwärtig war. Dies konnte man auch noch daraus ermessen, daß das Baakauf davon eilte, wenn der Weg an einer offenstehenden Kirche, oder bei einem Kreuze vorbeiführte. Wenn derjenige, dem das Baakauf auf dem Rücken saß, endlich fast vor Angst erstickt und schweißtriefend von der Last an seine Wohnung angekommen war, so sprang dasselbe herunter und eilte mit Brüllen und Kettengerassel nach dem Kolbert zurück, wenn es nicht unterwegs einen Andern antraf, den es auf dieselbe grauenvolle Weise nach Hause geleitete. Seitdem der Kolbert überwölbt worden ist und darüber in unsern Tagen Häuser erbaut sind, ist das Baakauf in Aachen verschwunden.



Einige erläuternde Anmerkungen

1. Der Stoff zu der Sage S. 2 „Gründung der Stadt Aachen“ ist der Schrift: *Therमारum Aquisgranensium et Porcetorum Elucidatio et Thaumaturgia* des Franziskus Blondel entnommen, wo sie S. 2 und 3 erzählt und mit Holzschnitt illustriert wird.

2. Das S. 4 erwähnte Jagdhorn Kaiser Karls von Elfenbein, wird unter den sogenannten kleinen Heiligthümern im Münster aufbewahrt. Auf dem rothsamtenen Gehänge liest man die räthselhafte Inschrift: Dein! Ein!

3. S. 16. Ueber das Auferstehen und die wunderbare Reise der hh. Bischöfe und die darauf bezügliche Inschrift verweise ich auf das annuaire de la province de Limbourg, rédigé par la société des amis des sciences, lettres et arts, Année 1828 pag. 131 und auf die Acta sanct. Belg. Sel. Tome 2. pag. 189 aqq.

Nach den Aachenschen Geschichten von Carl Franz Meyer, pag. 87 §. 50, wo noch eine Anzahl Quellen über diese Legende angeführt wird, lautet die Inschrift, welche der Engel hielt und die er selbst noch gesehen haben will, also: Mondolph en Gondolph staet uff, en vertreckt uck zu die Weyh der Kerk van Aacken,

4. S. 26. Die beiden genannten Hügel gehören zur Kreideformation und sind reich an Versteinerungen, in dieser Beziehung verweise ich auf meine Schrift: Monographie der Petrefacten der Aachener Kreideformation.

5. S. 44. Als Schauplatz der Sage „Emma und Eginhard“ gilt Andern Ingelheim und Seeligenstadt. Der Name einer ehemals sehr festen Burg an dem Geul-Bache, welche historisch Eyneburg, im Munde des Volkes aber Emmaburg heißt, hat die Sage im Munde der Aachener und der Bewohner der ganzen Umgegend recht lebhaft erhalten.

6. S. 74. Der wesentliche Stoff zu der Legende „Karl heilt die Pest“ ist dem Kräuterbuch des Tabernämontanus entlehnt, man lese dort den Artikel „Eberwurz.“

7. S. 76. Das Historische über die Kapelle Melaten theilte Chr. Quix in einer besondern Schrift über dieselbe mit.

8. S. 80. Es bedarf wohl kaum der Anmerkung, daß hier die Strophen aus Schillers Ballade: Rudolph von Habsburg eingefügt sind.

9. S. 86. Obgleich diese Sage im Munde des Volkes lebt und die Namen Templergraben und

Templerabend auf ein ehemaliges Vorhandensein der Tempelherren in Aachen schließen lassen dürften, so behauptet doch Quix in seiner Geschichte des Karmeliter-Klosters S. 82—85, daß in Aachen keine Tempelherren-Kommende gewesen sei.

10. S. 92. Das Kapellchen zu Marien-Bildchen war, nachdem es noch hundert Jahre nach dem Brande, also bis 1756 gestanden hatte, auffällig geworden und mußte daher abgetragen und neu errichtet werden. Während dieses Baues wurde das wunderthätige Bild in der damaligen Marien-Thaler Klosterkirche aufbewahrt und von dort 1759 in feierlicher Procession nach dem Kapellchen zurückgebracht, wie eins der Chronika am Marien-Bildchen bezeugt: Processionaliter reportata, bis quarta Decembris.

11. 101. Schermulen und Krennie, wozu denn auch noch Kröttcher oder Krachekröttchere kommen, sind in Aachen die eigenthümlichen Weißbrödchen, wie jede andere rheinische Stadt deren in anderen Formen und anderer Mischung hat. Man vergleiche die betreffende Artikel im Idiotikon von J. Müller und W. Weitz.

12. S. 104. Eilendorf ist ein großes Kirchdorf, eine Stunde von Aachen, welches wegen seiner Hexen berühmt ist, aus welchen Gründen ist mir unbekannt.

13. S. 105. Das Grashaus, oder schlichtweg das Gras genannt, ist das älteste Baudenkmal der Stadt und stammt aus der Zeit Karls des Großen. Man lese darüber die ausgezeichnete Abhandlung des um Aachens Alterthümer und Geschichte hochverdienten Herrn Professors C. P. Bock, zuerst veröffentlicht im Wochenblatt für Aachen und Umgegend, II. Jahrgang 1837, Nro. 81 und folgende.

14. S. 105. Das Pervisch in der Volkssprache wird von Parvisium hergeleitet und bezeichnet den Vorplatz des Münsters.

15. S. 112. Wenn auch die Sage unsere berühmteste Hexe verurtheilen und verbrennen läßt, so ist historisch nicht ein einziger Hexenprozeß in Aachen nachzuweisen. Was den Spuck betrifft, den die Mobesin in ihrem ehemaligen Hause bei nächtlicher Weile stets getrieben haben und noch treiben soll, um die verborgenen Schätze zu bewachen, so muß ich ihr das Zeugniß geben, daß sie mich, seitdem ich dasselbe besitze und bewohne, auch selbst an den Quatembertagen unbehelligt läßt.

Zu Anmerkung 15 ist doch der geschichtlichen Wahrheit willen eine Ergänzung angebracht:

Aus der Schrift:

Eberhard Quadflieg, Spaziergänge durch Alt-Aachen, Heft 2, zitiere ich:

Der Fischmarkt spielt auch in den Sagen Aachens eine bedeutende Rolle. Hier soll nämlich der „Hexentanzplatz“ gewesen sein. Viermal im Jahr, in den Nächten der Quatembertage, so heißt es, sollen die Hexen der Stadt auf dem Fischmarkt zusammen gekommen sein, um hier ihren nächtlichen Spuk und Teufelstanz zu verüben. Manche Hexensage gab es in Alt-Aachen. Der Aachener Mundartdichter Josef Müller hat in seinem 1858 erschienenen „Aachens Sagen und Legenden“ gemeint: „Wenn auch die Sage unsere berühmteste Hexe verurteilen und verbrennen lässt, so ist historisch nicht ein einziger Hexenprozess in Aachen nachzuweisen.“ Doch täuschte sich der Verfasser. Quellen, die erst in den letzten Jahrzehnten zugänglich wurden, erzählen von zahlreichen Hexenprozessen auch in Aachen. Sie spielen im 16. und ganz besonders in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo sie 1630 den Höhepunkt erreichten. Will Hermanns hat einiges daraus veröffentlicht.

Der älteste bekannte derartige Prozess spielte im Jahre 1526. Es heißt in einem Streit zwischen Aachen und Jülich: „Item anno 26, an dem 24. novembris ist Meye Broecks ihren boesen läümunths und verdachter zaubereyen halben mit ruthen

ausgestrichen und der statt Aach zu ewigen tagen verwiesen worden.“ Die Hexe Maria Broecks kam also mit einer einmaligen Ausstäupung und der Verbannung davon. Später allerdings ging man zur Todesstrafe über. Die Prozessführung lag teils beim Rat der Stadt, teils beim Schöffentuhl, dem der Vogtmeier als Vertreter des Herzogs von Jülich vorsaß. Nur letzterer konnte zum Feuertode verurteilen. Das geschah meist bei verstockten Sünderinnen, während man reumütige zum Schwert begnadigte. Die Hexen wurden ebenfalls im Grashaus eingekerkert. Waren Folterungen nötig, so wurden diese in der Acht auf dem Katschhof vollzogen. Die Hinrichtung durch Verbrennen geschah auf dem „Hohen Gericht“, das sich vor dem Königstor in der Nähe des Gutes Muffet befand.

Im Jahre 1604 führte man einen Prozess gegen Maroy (Maria) Kroiseti, die am 13. September gefoltert wurde. Man habe „die zauberinn in die Acht geführt und daselbst peinlich examiniret und man vielfältige mühe und arbeit mit ihr gehabt, ehe sie bekennen willen, nit allein desselben sonder auch gefolgtens tags.“ Bei dieser zweitägigen „Befragung“ stärkten sich die Schöffen mit neun Maß Wein, der Henker und die Gerichtsdiener mit dreien, während der Scharfrichter sechs Flaschen extra erhielt. Nachdem die Gefolterte ihr Teufelswerk gestanden hatte, wurde sie „am 25. Septembris an dem hohen Gericht mit dem feur justificiret.“ Auf dem Karren, der sie dorthin brachte, saß auch noch ein junger Dieb

namens Johann Pyr, der zum Tode durch den Strang verurteilt worden war. Beide hatten als letzten Trost eine Flasche Wein für 12 Märk erhalten, die sie auf der Fahrt leerten. Der Scheiterhaufen bestand aus zweihundert Schanzen zu 81 Märk und einem Klafter Holz für 90 Märk. Der Holzbalken inmitten des Scheiterhaufens kostete samt den darum gewickelten Stöcken und Kleinholz 54 Märk. Pulver zum Entzünden des Ganzen hatte 6 Märk gekostet, die Stricke 3 Märk 6 Schilling, Eisenwerk wie Ketten, Ringe, Krampen und ein Hammer war mit 16 Märk in Rechnung gestellt. Der Transport des Holzes war mit 36 Märk veranschlagt, die Zehrung der beiden Fuhrleute des Armsünderkarrens sowie das Futter für ihre Pferde mit 91 Märk 6 Schilling. Der Scharfrichter erhielt zwei Reichstaler, das sind 84 Märk, die Henkersknechte 48 Märk und der Glöckner des Armsünderglöckleins 24 Märk. Summa 537 Aachener Märk für die Hinrichtung der Hexe, so weisen es die Vogtmeierrechnungen aus.

Auch aus der Chronik der Aachener Jesuiten erfahren wir, dass die Patres häufig genug bestimmt waren, den zu Tode verurteilten Hexen den letzten Beistand zu geben. Den Höhepunkt fanden diese Hexenverfolgungen im Jahre 1630. Damals wurden in Aachen nicht weniger als fünf Frauen innerhalb von vier Monaten hingerichtet. Und zwar wurden am 14. September dieses Jahres gleich zwei Hexen auf einmal als Zauberinnen vom Leben zum Tode befördert und zwar mit dem Schwerte, ehe man dann ihre

Leichname dem Feuer übergab. Es waren dies Catharina Brandts und Gertrud Entrich. Ihnen folgten am 26. November des gleichen Jahres weitere zwei Frauen, von denen die eine aber schon im Gefängnis den Qualen der Folterung erlegen war. Sie hießen Zey (Lucia) Kaußen und Eiff (Eva) von Montzen. Auch ihre Körper wurden nach der Hinrichtung verbrannt.

Am stärksten hat sich die Phantasie des Volkes mit einer Person befasst, die als Gräfin Mobesenn in die Sagenwelt Aachens eingegangen ist. Wenn auch noch Josef Müller glaubte, die Figur der unglücklichen Heldin dieser Sage ganz in das Reich der Erfindung verweisen zu können, so wissen wir doch heute aus den Vogtmeierrechnungen, dass die Mobesenn einmal wirklich mit Fleisch und Blut in der Reichsstadt Aachen gelebt hat und den schmerzlichen Henkerstod gestorben ist. Nach der Sage sollte es sich um eine reiche, aber ebenso geizige Gräfin gehandelt haben, die sich nachts in eine Katze verwandelte. Sie habe dann in ihrem Teufelsgold gewühlt. Einmal habe ein Dachdecker einer Katze auf dem Dach des Hauses mit dem Beil die Krallen einer Pfote abgeschlagen. Da sei die Gräfin schwer krank gewesen, zwei Finger einer Hand hätten ihr gefehlt, die man nachher an der Stelle auf dem Boden gefunden habe, an der der Dachdecker die Katze geschlagen habe.

In den Vogtmeierrechnungen heißt es: „Am 10 Decembris selbigen 1630. jahrs ist noch eine andre

frau und burgersche der statt Aach, Cathrin von Thenen, sunsten die Maubachsche geheischen, ihrer betzeichtigter und selbst gestandener zauberyen halber gleichfalls am hohen gericht erstlich mit dem Schwer hingerichtet, und folgens der thote corper in die esche gelegt worden. Notandum: weilen diese Cathrin reich und habselig, so sein die Atzungskosten von ihre selbstem gezahlt worden.“ Catharina von Thenen stammte aus einem alten, angesehenen Färbergeschlecht der Stadt. Ihr Vater war Johann von Thenen der Alte gewesen, der Färber war. Sein gleichnamiger Sohn hatte dasselbe Handwerk und war mit Barbara Nütten vermählt. Catharina hatte Mattheiß Maubach geehelich, der 1608 gestorben war. Daher hieß seine Frau auch Maubachsche oder Maubachin, woraus sich im Volksmund der Sagenname Mobesenn entwickelte. Ein Vetter der Catharina spielte in der Geschichte Aachens während der Reformationszeit eine große Rolle, es war der Vogtmeier Johann von Thenen, der mit Magdalena Braumann vermählt war. Wir werden noch auf ihn zu sprechen kommen. Man sieht also, dass die Familie in Aachen hochangesehen war. Durch ihren Färbereibetrieb war sie auch zu Reichtum gelangt, so dass also die diesbezüglichen Angaben der Sage zutreffen. Doch warum Catharina Maubach geb. von Thenen in den Geruch der Zauberei geraten war, wird sich wohl nie mehr feststellen lassen. Wir sehen aber doch, dass die Volksüberlieferung der Sage einen historischen Kern enthält.

Der letzte Hexenprozess, von dem wir hören, war auch der furchtbarste, richtete er sich doch gegen ein dreizehnjähriges Mädchen. Es entstammte einer Verbrecherfamilie R. aus der Umgebung von Heerlen. Hier war der Vater mit einem dreißigjährigen Sohn aufs Rad geflochten worden. Vier andere Söhne wurden gleichfalls als Räuber hingerichtet, während die Mutter auf der Flucht erschossen worden war. Das jüngste Kind aber geriet in Aachen in den Verdacht der Zauberei. Das war 1649. Die Jesuitenchronik berichtet darüber eine recht rührselige Bekehrungsgeschichte. Aber auch dies rettete das Mädchen nicht vor dem Verbrennungstode. Seither hören wir nichts mehr in Aachen von Hexenprozessen.

**Wie Kaiser Kal
de Bader entdeckt hat en
Oche bauet.**



**Der Kaiser reh geer¹⁾ op de Jagd
Op singe wisse Schömmel,
Met alle Glanz en alle Pracht,
Els kühm²⁾ he us gen Hömmel.**

**He wor net bang för ge Gediersch,³⁾
För Wäuf⁴⁾ net, noch för Bare,
Förop⁵⁾ wor he en ömmer iersch,⁶⁾
Datt leiss he sich net wehre.**

**Wo Oche steht en Bottschet litt,⁷⁾
Wor nüs,⁸⁾ els Wald en Bösche,⁹⁾
Os Frankenberg log duh zer Zitt
Herr ganz alleng hei tösche.¹⁰⁾**

**Et wor just op Hubertesdag,
Duh wau¹¹⁾ der Kaiser jage
En duh hat sich än eige Sach
För Oche zaugedrage.**

- 1) ritt gern 2) Als käm er 3) kein Getier 4) Wölfe
5) Voran 6) immer der erste 7) liegt 8) nichts
9) Gebüsch 10) hier zwischen 11) Da wollte

**He hau 'nen aue Wauf gesih,
Döm, daht he, moss ich packe,
Merr puf! nun geng si Ped ¹²⁾ net mieh
En stong ¹³⁾ wie agebacke.**

**Et blievst stoh ¹⁴⁾ ganz op der Stell
En fong nun a ze stampe
En us gen Ed ¹⁵⁾ kohm wärm än Quell,
Der Kaiser soch ¹⁶⁾ se dampe.**

**He freuet sich gar sihr dobei
En sad: Datt es 'ne Sege,
Dröm wel ich op die Stell ouch hei
De schönste Stadt alege. ¹⁷⁾**

**Doh krieg ich ¹⁸⁾ Bader dann förwohr
För grouhse Lü' ¹⁹⁾en klenge!
En ih ä johr verstreiche wor
Wor hei än Stadt ze fenge. ²⁰⁾**

12) Pferd 13) stand 14) Es blieb stehen

15) Erde 16) sah 17) anlegen, gründen

18) Da erhalte ich 19) große Leute 20) zu finden

Der Düvel singen Dumm. ¹⁾



Enn Oche egen Wolefsdör
Doh stecht ²⁾ der Dumm van Lucifer,
En we den Dumm erus do tröck, ³⁾
De küht ⁴⁾ wähl sage va Gelöck! —
Woröm? De krieg ä gölde Kleed
Van mieh els dusend Daler weth. ⁵⁾
En öm de Schatz nun ze verdenge ⁶⁾
Böttle ⁷⁾ grouse Kenk ⁸⁾ en klinge
Hei age Mönster stondelank;
En hant s'em nun bau egen Hank,
Dann prutscht ⁹⁾ he glich wier op sing Stell,
En alles lachd dann egen Hell.
Den Düvel, döm de Fenger fehlt,
En de sich dröm noch ömmer quält,
De wed dann geftig wie en Pätt ¹⁰⁾
En gringt affreslich ¹¹⁾ dann en sed: ¹²⁾

- 1) Des Teufels Daumen 2) steckt 3) zieht
4) Der könnte 5) werth 6) zu verdienen
7) Bohren 8) Kinder 9)gleitet, entschlüpft
10) Kröte 11) Und grinst entsetzlich 12) sagt

**Die Kenk hant mich zwor nüs gedoh,
Dön kühnt ich rähig losse goh,
Ich efel kann noch net vergeisse,
Wie dön hön Beistevaar en Beisse ¹³⁾
Mich ens zer Zitt ¹⁴⁾ hant transeniert ¹⁵⁾
En met de Wauf duh ageschmiert.
Ich mag hön Kenk datt Kleed dröm sur ¹⁶⁾
En stell mich ömmer op de Lur; ¹⁷⁾
Ich liehr hön Kenk de Zitt verderve
En loss hön Stolz en Hofard erve,
'sou hauf ¹⁸⁾ ich, krieg ich jaue Kauf ¹⁹⁾
Ming Menschesiel noch för der Wauf.**

13) Grossväter und Grossmütter 14) zur Zeit

15) gequält 16) sauer 17) auf der Lauer

18) hoffe 19) zu gutem Kauf d. h. billig